Christof Dipper

Ferne Nachbarn

Aspekte der Moderne in Deutschland und Italien

I.

Deutschland und Italien gelten gemeinhin als diejenigen unter allen Völkern Europas, die die meisten Parallelen in ihrer Geschichte aufweisen. Aberhunderte Schriften erzählen wieder und wieder, wie beide Völker seit dem Mittelalter ihren Weg weithin gemeinsam gegangen sind: erst vereint unter der altehrwürdigen Kaiserherrlichkeit, dann zum Nachteil beider in zahlreiche Einzelstaaten zerfallen und zur Beute der Nachbarn, der Franzosen (um genau zu sein) geworden, entsprechend verspätet deshalb zu nationaler Einheit findend und schließlich zweimal zur alten Waffenbrüderschaft zurückkehrend, die freilich ebenfalls zweimal durch Verrat (von italienischer Seite wohlgemerkt) beendet wurde. Weniger glanzvoll also die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber immer noch parallel, bis hin zur gemeinsamen Erfahrung faschistischer Diktatur, aus deren Klauen wiederum beide Nationen von auswärtigen Mächten befreit wurden. Die zweite Nachkriegszeit hat das Empfinden gemeinsamer Geschichte im Zeichen amerikanischer Vormacht und jahrzehntelanger christdemokratischer Regierungsverantwortung noch einmal kräftig befestigt. „Die Epoche des Nachkriegs in Deutschland und Italien stellt ein weiteres Beispiel für die Ähnlichkeit oder Gleichheit im Verlauf der nationalen Geschichte beider Nationen dar“, versicherte 1973 mit Theodor Schieder ein Historiker¹, der dem historischen Vergleich keineswegs unkritisch gegenüber stand².

Wenn man einmal versucht, dieser Geschichtserzählung auf den Grund zu gehen, so stößt man auf zwei Erkenntnisse: Erstens ist sie (erst) im 19. Jahrhundert entstanden, und zweitens findet sie sich vor allem nördlich der Alpen. Ersteres ist nicht weiter verwunderlich, denn die meisten unserer Geschichtsbilder entstam-

¹ *Theodor Schieder*, Vorwort, in: *Von der Diktatur zur Demokratie. Deutschland und Italien in der Epoche nach 1943. Referate der 9. deutsch-italienischen Historikertagung, Salerno, 15.–17. Juni 1971* (Braunschweig 1973) 5.

² *Ders.*, *Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft* (1965), jetzt in: *ders.*, *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung* (München 21968) 195–219.

men jener Zeit, als man die großen nationalen Synthesen zu schreiben begann – natürlich alles andere als frei von zeitgenössischen politischen Nebenerwägungen, wie vielleicht am besten der Streit zwischen Sybel und Ficker um die Italienpolitik der deutschen Kaiser zeigt. Das ist also bekannt. Letzteres wird von Deutschen dagegen meist übersehen, und das ist natürlich auch nicht weiter überraschend, denn das Bild deutsch-italienischer Parallelgeschichte enthält insgeheim einen deutlichen Schuß Suprematieanspruch, es weist den Italienern die Rolle der Geführten, Schwächeren zu, auch wenn sie Verbündete sind³. „Großmütig“ eilte Karl der Große Leo III. zu Hilfe, der ihm „zum Dank“ die Kaiserkrone aufsetzte. Alfred Rethels Kolossalgemälde von 1852⁴, das diesen Moment festhielt, war früher bei uns in jedem Schulgeschichtsbuch zu finden. Am Weihnachtstag des Jahres 800 begann die deutsch-italienische Parallelgeschichte gleich mit einer guten Tat. Der Dank hielt sich in der Folgezeit allerdings in Grenzen, selbst auf seiten der Päpste, ja gerade sie wurden zu den Anführern des Kampfes gegen die Deutschen. Canossa mag als Stichwort genügen⁵, später der Lombardische Bund gegen Barbarossa. Amos Cassiols Gemälde der 1176 stattgefundenen Schlacht von Legnano aus dem Jahre 1870 findet man in deutschen Geschichtsbüchern selten, Verdis gleichnamige, schon 1849 im revolutionären Rom uraufgeführte Oper wird hierzulande nicht gespielt. Gabriele De Rosas Begrüßungsworte zur eingangs angesprochenen deutsch-italienischen Historikertagung enthalten nicht den mindesten Hinweis auf eine Parallelgeschichte, obwohl die Umstände das nahelegten. Aber offenbar gab es damals auf italienischer Seite dieses Bild von den Parallelen nicht oder man wollte es verschweigen. Oder hat es etwa ein solches nie gegeben? Wir wissen es nicht. Die Historie dieses Geschichtsbildes ist noch nicht geschrieben.

Der vorliegende Sammelband will zu diesem Thema nichts beitragen, er stellt sich ganz bewußt nicht in die Tradition deutsch-italienischer Parallelgeschichten, liefern sie doch immer schon ein Interpretament, das es erst noch zu überprüfen gälte. Etwas anders ist der historische Vergleich. Er ist ein Verfahren zur Urteilsbildung, vielen anderen dadurch von vornherein überlegen, daß es die Kriterien der Fragestellung offenzulegen zwingt und zwangsläufig einen Maßstab liefert, der der Zeit, um die es geht, entnommen ist. Ob man Cavour mit Bismarck vergleicht⁶, Hitler mit Mussolini⁷, die Revolution von 1848 nördlich und südlich der

³ Anders fällt bekanntlich das Bild deutsch-italienischer Kulturkontakte aus, wo die Deutschen seit jeher eher die Nehmenden sind. Das ist aber hier nicht das Thema.

⁴ Es handelt sich in Wahrheit um das von seinem Schüler Josef Kehren im Aachener Rathaus gemalte Fresko, für das Rethel bereits 1840 den Entwurf gezeichnet und damit den Wettbewerb gewonnen hatte.

⁵ Zur außerordentlichen Rolle dieses Ereignisses in der kollektiven Erinnerung der Deutschen zuletzt Otto Gerhard Oexle, Canossa, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1 (München 2001) 56–67.

⁶ Siegfried A. Kaehler, Cavour, Louis Napoleon und Bismarck im Spiegel des Jahres 1848, in: ders., Vorurteile und Tatsachen. Drei geschichtliche Vorträge (Hameln 1949) 36–58.

⁷ Ein konzeptionell mißlungenes Beispiel ist Walter Rauscher, Hitler und Mussolini. Macht, Krieg und Terror (Graz, Wien, Köln 2001).

Alpen⁸ oder den „Imperialismus im unfertigen Nationalstaat“⁹ – stets ist man gezwungen, sein Vorhaben zu begründen, seine Erkenntnisabsichten zu benennen, und stets vermag man dank der Unterschiede das Spezifische des Falles zu erkennen und dadurch die Defizite unseres Geschichtsbildes noch am ehesten zu beheben. Das erwartet man natürlich auch von anderen historiographischen Verfahren, doch zeigt ein Blick in die Literatur, daß vergleichende Arbeiten in aller Regel methodisch reflektierter vorgehen als andere. Eine Untersuchung von Bismarcks Entlassung im Jahre 1890 etwa legitimiert sich – scheinbar – schon im Hinblick auf die unstrittige historische Bedeutung des zu untersuchenden Sachverhalts für die nachfolgende deutsche Geschichte, ein Vergleich der deutschen und italienischen Hauptstadtfrage müßte überhaupt erst einmal plausibel machen, daß es dabei um mehr geht als um den Sitz der Regierung, daß in ihm sich Wesentliches für die Geschichte beider Länder wiederfindet. Dazu unten mehr.

Es ist hier nicht der Ort, Grundsätzliches zum historischen Vergleich zu sagen. Dazu ist in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden¹⁰. Die Komparatisten, so scheint es, haben sich Mut gemacht. Aber hat es viel genützt? Hartmut Kaelble hat die komparatistischen sozialgeschichtlichen Titel in Europa und den Vereinigten Staaten gezählt, die zwischen 1970 und 1995 erschienen sind, und mit einigem guten Willen kann man seinen Befund als beginnenden Aufschwung interpretieren¹¹. In Deutschland sei „der eigentliche Start“ in den 1980er Jahren zu verzeichnen, schreibt er an anderer Stelle¹². Aber wenn es noch eines Beweises für die Aschenputtelrolle der vergleichenden Forschung in der deutschen Geschichtswissenschaft bedarf, so sehe man sich die Indexgliederung für das Jahrbuch der Historischen Forschung an; sie kennt geographisch nur Länder und Territorien und methodologisch nur ganz wenige Kategorien. Ein Buch wie dieses hier ist darin nie und nimmer angemessen unterzubringen; gerade daß Europa eine eigene Kennziffer erhalten hat.

⁸ *Christof Dipper*, Revolution und Risorgimento. Italien 1848/49 aus deutscher Perspektive, in: *Dieter Langewiesche* (Hrsg.), Die Revolutionen von 1848 in der europäischen Geschichte. Ergebnisse und Nachwirkungen (HZ-Beiheft 29, München 2000) 73–89.

⁹ *Wolfgang Schieder*, Imperialismus im unfertigen Nationalstaat. Einige vergleichende Überlegungen zu Deutschland und Italien, in: *Wolfram Pyta, Ludwig Richter* (Hrsg.), Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb (Berlin 1998) 211–220.

¹⁰ *Heinz-Gerhard Haupt, Jürgen Kocka* (Hrsg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung (Frankfurt a.M., New York 1996); im folgenden zit. *Haupt, Kocka*. *Stefan Hradil, Stefan Immerfall* (Hrsg.), Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich (Opladen 1997). *Hartmut Kaelble, Jürgen Schriewer* (Hrsg.), Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften (Frankfurt a.M. u. a. 21999). *Hartmut Kaelble*, Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M., New York 1999); im folgenden zit. *Kaelble*, Vergleich.

¹¹ *Kaelble*, Vergleich, Schaubild 1.

¹² *Ders.*, Vergleichende Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Forschungen europäischer Historiker, in: *Haupt, Kocka*, 97, im folgenden *Kaelble*, Vergleichende Sozialgeschichte.

Um so wichtiger sind daher vergleichende Studien. An anderer Stelle habe ich mich zu den denkbaren Aufgaben eines deutsch-italienischen Vergleichs geäußert¹³. Es waren dort vier Argumente, die hier nur knapp wiederholt werden sollen. Erstens seine Funktion als Korrektiv zur Parallelgeschichte, ihren Verkürzungen und Fehlwahrnehmungen. Zweitens als Korrektiv zur Sonderwegstheorie, die ihre – schwindende – Überzeugungskraft vor allem dem falschen Vergleichsmaßstab, den angelsächsischen Gesellschaften, verdankt. Drittens als Ergänzung der Wahrnehmungs- und Beziehungsstudien, die vor allem in den letzten Jahren unser Wissen beträchtlich erweitert haben. Und schließlich und vor allem viertens die eigentliche Aufgabe: den Vergleich der von beiden Gesellschaften eingeschlagenen Wege in die Moderne. Deren wesentliche Etappen – die Geburt der Universität, Glaubensspaltung, Aufklärung, Revolution, Nationalstaatsgründung und Nationalisierung der Massen, Industrialisierung und anschließend Tertiärisierung und schließlich Verwestlichung – sind allesamt Stationen, die auf den ersten Blick hier wie dort nach denselben Mustern abliefen und dieselben Ergebnisse hervorbrachten. Nur die Glaubensspaltung ist die offensichtliche Ausnahme. Aber die italienische Aufklärung erreichte niemals jenen Popularisierungsgrad wie ihr deutsches Gegenstück, in der Rechtspolitik dafür Weltruhm, die Revolution war dagegen bei den Eliten in Italien ungleich populärer als hierzulande, von Napoleon ganz zu schweigen, die Integration der Italiener in ihren Nationalstaat hatte viel größere Hindernisse zu überwinden und benötigte entsprechend deutlich mehr Zeit, die Industrialisierung Italiens kam fast ganz ohne Bergbau, Hütten und Hochöfen mit ihren spezifischen unternehmerischen Führungsfiguren und sozialen Folgerscheinungen aus, und die Verwestlichung Italiens, wenigstens im eingeschränkten Sinne von Amerikanisierung, scheint nach allem, was wir bis in unsere Gegenwart zu beobachten und zu analysieren vermögen, nicht die Gesellschaft in demselben Maße erfaßt zu haben wie im Falle Deutschlands. Überhaupt hat man den Eindruck, als habe die institutionelle Verfestigung der Moderne im 19. und 20. Jahrhundert nördlich und südlich der Alpen unterschiedlich Fuß gefaßt. Dies ist erklärungsbedürftig.

II.

Das kann der vorliegende Band jedoch nicht erschöpfend beantworten. Er stellt sich außerdem noch eine andere, komplementäre Aufgabe, nämlich den konkreten Vergleich von Themen und Problemen. Auf Vollständigkeit oder systematische Begründung der Auswahl kam es weniger an, was nicht heißen soll, daß Will-

¹³ Christof Dipper, *Italien und Deutschland seit 1800: zwei Gesellschaften auf dem Weg in die Moderne*, in: ders., Lutz Klinkhammer, Alexander Nützenadel (Hrsg.), *Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder* (Berlin 2000) 485–503. Im folgenden zit. *Dipper, Klinkhammer, Nützenadel*.

kür herrschte. Vielmehr stand zunächst eine pragmatische Überlegung im Vordergrund: die doppelte Sprach- und Sachkompetenz der Referenten. Das war deshalb wichtig, weil nur so verhindert werden konnte, daß am Ende doch nur wieder (bestenfalls) eine Reihe von Parallelgeschichten vorgetragen wurde und dem Herausgeber die Aufgabe des Vergleichs überlassen blieb. Diese, man darf getrost sagen, ehrgeizige Vorgabe mutete den Referenten also ein doppeltes Pensum zu: Jeder hatte den Auftrag, seine Fragestellung für beide Nationen abzuhandeln, was naturgemäß ein komparatistisches Vorgehen zur Folge hatte.

Die Wahl der Themen war also beschränkt, aber natürlich nicht beliebig. Sie stand vielmehr in engem Zusammenhang mit dem bereits angesprochenen Weg zweier Gesellschaften in die Moderne, der neben vielen Ähnlichkeiten eben auch charakteristische Unterschiede aufweist. Parallelen also, doch galt es neben diesen selber vor allem die Abstände zueinander zu vermessen.

Von vornherein ausgeschlossen war der wirtschaftsgeschichtliche Vergleich. Wenn überhaupt ein Thema eine lange Tradition komparatistischer Beiträge aufweist, dann ist es dieses, genauer: die Industrialisierung. Das hat mehrere Ursachen. Zunächst machte der Vorgang selber, anders als lange Zeit von den Historikern hernach beschrieben, vor politischen Grenzen nicht Halt. Weder die gewerblichen Zentren noch gar die Märkte respektierten sie¹⁴. Das blieb den Zeitgenossen natürlich nicht verborgen, und so blickten Industrielle, Minister, parlamentarische Kommissionen, Sozialreformer und nicht zuletzt Revolutionäre allzeit auf die Vorreiter, um die künftige Entwicklung in ihrem eigenen Lande rechtzeitig zu erkennen; Karl Marx warf den skeptischen Lesern seines ‚Kapitals‘ die klassische Warnung an den Kopf: „De te fabula narratur“; nur das Zarenreich nahm er später davon aus. Eine Masse beschreibender Quellen sind die Folge. Und schließlich haben die Statistiker seit Jahrzehnten eine solche Menge an Datenmaterial zu diesem Vorgang angehäuft – für das 19. Jahrhundert freilich oft genug extrapoliert und entsprechend problematisch –, daß vergleichenden Studien inzwischen keine sonderlichen Schwierigkeiten mehr entgegenstehen¹⁵. Eine komparative deutsch-italienische Industriegeschichte ist freilich nach wie vor Desiderat¹⁶, und erst recht gilt dies für den noch ungleich schwierigeren Agrarsektor.

Die erkenntnisleitende Absicht war sodann auch nicht eine sozialhistorische, wie das noch vor zehn bis fünfzehn Jahren sicherlich der Fall gewesen wäre. Nicht

¹⁴ Stellvertretend für die vielen, wenn auch keineswegs unübersehbaren vergleichenden Überblicke sei *Sidney Pollard*, *Peaceful Conquest. The Industrialization of Europe 1760–1970* (Oxford 1981) genannt, weil hier erstmals die Regionen anstelle der Nationalstaaten als geographisches Substrat dienen.

¹⁵ Wiederum nur stellvertretend für viele andere sei verwiesen auf *B. R. Mitchell*, *European Historical Statistics 1750–1970* (London 1975) sowie auf die beiden im Dienste der Modernisierungstheorie angelegten Datenhandbücher von *Peter Flora*, *State, Economy, and Society in Western Europe 1815–1975*, 2 Bde. (Frankfurt a.M., London, Chicago 1983/87).

¹⁶ Nicht zu verwechseln mit Darstellungen der wirtschaftlichen, und das meint vor allem industriellen Beziehungen, für die inzwischen etliche substanzreiche Bücher namentlich aus deutscher Feder vorliegen.

daß wir dazu über eine hinreichende Zahl vergleichender Untersuchungen verfügen; eher ist das Gegenteil der Fall¹⁷. Eine Studie wie sie Hartmut Kaelble für die sich angleichenden deutsch-französischen Verhältnisse vorgelegt hat¹⁸, sucht man für andere Länder vergebens. Immerhin mag seine ebenfalls singuläre Sozialgeschichte Westeuropas von 1880 bis 1980, in der auch Italien berücksichtigt ist, den Verlust ein wenig verschmerzen lassen. Allerdings geht Kaelble von einer anderen Fragestellung bzw. Ausgangshypothese aus, nämlich von der erkennbaren Annäherung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Beobachtungszeitraum. Das eben sei die Besonderheit Europas im Weltmaßstab¹⁹. Das heißt umgekehrt nichts anderes, als daß vorher erhebliche Unterschiede bestanden.

Das mag im ersten Moment banal klingen, aber wenn man bedenkt, wie eng gesellschaftliche Verfassung und politische Institutionen miteinander zusammenhängen, dann wird niemand von deutlichen Abweichungen namentlich in den vorindustriellen Gesellschaften überrascht sein. Und in der Tat legen dies die wenigen deutsch-italienischen Studien nahe. Man darf jedoch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Wenn Marco Meriggi mit Blick auf die Ergebnisse der deutschen Bürgertumsforschung erhebliche Distanzen zwischen deutschem und italienischem Bürgertum festgestellt hat²⁰, insofern es auf der Apenninenhalbinsel im 19. Jahrhundert zu einer adlig-bürgerlichen Elitenfusion kam, zu der die napoleonische Zeit den Grund gelegt hatte, in Deutschland aber nicht, so muß man hinzufügen, daß er dabei die Bürgertumsforschung Bielefelder Prägung vor Augen hatte. Dort neigte man jedoch zuletzt dazu, Bürgertum als Kultur zu definieren – „Bürgerlichkeit“ als Stichwort²¹ –, es deshalb naheliegenderweise mit Bildungsbürgertum gleichzusetzen²² und folglich im europäischen Vergleich für einzigartig zu halten. Meriggi hatte andererseits, damals jedenfalls²³, aufgrund seiner eigenen Forschungspräferenzen weniger die italienische „borghesia umanistica“

¹⁷ Hilfreich ist die bei Kaelble, Vergleich, im Anhang aufgelistete „Auswahl von vergleichenden sozialhistorischen Arbeiten“.

¹⁸ Hartmut Kaelble, *Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880* (München 1991). Schon der Titel enthält den wichtigen Hinweis, daß es sich bei dem beobachteten Prozeß nicht um eine lineare Entwicklung gehandelt hat.

¹⁹ Ders., *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980* (München 1987).

²⁰ Marco Meriggi, *Italienisches und deutsches Bürgertum im Vergleich*, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 1 (München 1988) 141–158. Ergänzend ders., *Soziale Klassen, Institutionen und Nationalisierung im liberalen Italien*, in: GG 26 (2000) 201–218.

²¹ Jürgen Kocka (Hrsg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert* (Göttingen 1987). Es handelt sich um die Beiträge zu einer Konferenz, die den Vergleich des deutschen Bürgertums im europäischen Umfeld vorbereiten sollte; an ihm wiederum war Meriggi mit seinem in der vorigen Anm. zitierten Beitrag beteiligt.

²² Vgl. insbes. das Großprojekt des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, 4 Bde. (Stuttgart 1985/92).

²³ Vgl. jedoch inzwischen Marco Meriggi, *Milano borghese. Circoli ed élites nell'Ottocento* (Venedig 1992).

im Blick, deren Sozialstatus mangels vergleichbarer Selbststilisierung geringer gewesen sein mochte als in Deutschland – das gilt aber nicht für den Süden und dessen Bürgertum „par excellence“, die Advokaten²⁴ –, von der man aber ansonsten durchaus sagen darf, daß sie eine dem deutschen Bildungsbürgertum ähnliche Rolle spielte. Und jedenfalls hat sie sich im Unterschied zum deutschen Gegenstück bis in unsere Tage erhalten, wie man nicht zuletzt am „liceo classico“, ihrem vielleicht wichtigsten Reproduktionswerkzeug, ablesen kann; es erfreut sich im Unterschied zum humanistisch-altsprachlichen Gymnasium hierzulande anhaltender Nachfrage. Seit kurzem entdecken deutsche Historiker jedoch endlich die Agrarbourgeoisie²⁵, und schon verschieben sich die Gewichte mehr in Richtung gesellschaftlicher Normalverteilung. Von weiteren, am besten natürlich vergleichenden Arbeiten wird es also abhängen, ob die herkömmliche Vorstellung, das deutsche Bürgertum habe wenig mit dem finanziellen, das italienische dafür wenig mit dem kulturellen Kapital zu tun gehabt bzw. haben wollen, noch weiterhin aufrecht erhalten werden kann. Ich bin hier eher skeptisch²⁶. Möglicherweise wird man künftig aber vor allem regional deutlicher unterscheiden müssen²⁷. Das sich kulturell definierende Bürgertum mit seinem erheblichen Prestige und Einfluß dürfte in Neapel nicht minder bedeutsam gewesen sein als in den deutschen Territorien, hier allerdings nur bis in die ersten Jahre des Kaiserreichs, wo schon alsbald

²⁴ Die sehr erfolgreiche Standespolitik in Richtung Freie Advokatur, die mit vielen anderen und insbesondere politischen Tätigkeiten verbunden werden konnte und nach der Einigung Mittel- und Norditalien aufgedrängt wurde, schildert *Hannes Siegrist*, Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert, 2 Bde. (Frankfurt a.M. 1996). Eine ausschnittshaften Zusammenfassung: *ders.*, Verrechtlichung und Professionalisierung. Die Rechtsanwaltschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Christof Dipper* (Hrsg.), Rechtskultur, Rechtswissenschaft, Rechtsberufe im 19. Jahrhundert. Professionalisierung und Verrechtlichung in Deutschland und Italien (Berlin 2000) 101–124.

²⁵ *Klaus Heß*, Junker und bürgerliche Großgrundbesitzer im Kaiserreich (Stuttgart 1990). *Axel Flügel*, Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen 1680–1844 (Göttingen 2000). Trotz des starken Anteils des Ancien Regime liefert dieses Buch Argumente für eine Erweiterung des deutschen Bürgertumsbegriffs. Aus italienischer Perspektive hat vor Jahren *Alberto Maria Banti*, Terra e denaro. Una borghesia padana dell'Ottocento (Venedig 1989) versucht, ostelbische Gutsbesitzer und oberitalienische Agrarbourgeoisie miteinander in Beziehung zu setzen.

²⁶ Zu mehr Klarheit verhilft auch nicht *Marco Meriggi*, *Pierangelo Schiera* (Hrsg.), Dalla città alla nazione. Borghesia ottocentesca in Italia e in Germania (Bologna 1993), weil die Beiträge mit einer rühmlichen Ausnahme nicht vergleichend angelegt sind. Bei der Ausnahme handelt es sich um *Silvia Marzagalli*, deren meisterhafte komparatistische Studie über das Bürgertum der Seehandelsstädte der Revolutionszeit hier, auch wenn nicht einschlägig, wenigstens genannt werden soll: *Les boulevards de la fraude. Le négoce maritime et le Blocus continental 1806–1813: Bordeaux, Hambourg, Livourne* (Villeneuve d'Ascq 1999).

²⁷ Ein äußerst gelungenes Beispiel für den Vorteil regional vergleichender Studien bietet *Thomas Götz*, Bürgertum und Liberalismus in Tirol 1840–1873. Zwischen Stadt und „Region“, Staat und Nation (Köln 2001). Er zeichnet die gewundenen Pfade der unterschiedlichen politischen Sozialisation des bürgerlichen Liberalismus im habsburgischen Alt-Tirol nach und führt dabei die altbekannte teleologische Deutung ad absurdum, derzufolge die Spaltung entlang der Sprachgrenze von Anfang an die einzig mögliche gewesen sei.

der „Niedergang der Mandarine“ einsetzte, während die süditalienischen Advokaten den Staat eroberten und ihn bis heute dominieren. Die Agrarbourgeoisie dagegen blieb nördlich der Alpen auf Nord- und Ostdeutschland beschränkt und ließ dem Adel meist den Vortritt, während sie in Italien die Landwirtschaft trotz unterschiedlicher Agrarverfassungen größtenteils unter ihre Kontrolle brachte, bis sie nach dem Ersten Weltkrieg vielerorts gegenüber den neuen Genossenschaften den Rückzug anzutreten begann.

Wie vor geraumer Zeit schon Carlo Capra²⁸ hat Meriggi neuerdings den Vorschlag gemacht, auch im Falle Italiens von einer Notabelngesellschaft zu sprechen. Das überzeugt schon deshalb, weil von hier aus die politische Repräsentanz und schließlich das politische System überhaupt in den Blick kommen; die vielfältigen Übereinstimmungen mit Frankreich sind alles andere als zufällig. Von hier aus bieten sich Zugänge für die vergleichende Untersuchung der Staatseliten an, die Arpad von Klimó vorgelegt hat, denn sie unterstreicht diese Befunde und stellt als Folge davon fest, daß in gewissem Sinne die höhere Beamtenschaft Italiens das Opfer davon war, weil sie von den bis ins Parlament reichenden Notabeln daran gehindert wurde, ein eigenes Standesbewußtsein zu entwickeln und es durch Zugangs- und Beförderungsregeln gegen Eingriffe von außen abzuschotten. Italien habe neben der Schweiz „in dieser Beziehung [...] einen europäischen Sonderfall“ dargestellt²⁹. Entsprechend gering war der soziale Status der Ministerialbürokratie, deutlich geringer als im vorunitarischen Piemont. In Preußen kam es dagegen, wie man weiß, in diesem Bereich tatsächlich zu der sonst vermißten Elitenfusion – mit den bekannten Folgen.

Das Stichwort Notabelnregime legt dann auch den Schluß nahe, daß der Adel südlich der Alpen eine andere Sozialfigur war als nördlich, und in der Tat akzeptierten die Habsburger 1814 bei ihrer Rückkehr in die Lombardei den einheimischen Adel nur noch in Ausnahmefällen bei Hofe – anders als vor der Revolution³⁰. Die napoleonische Zeit bedeutete also doch eine Wasserscheide, die vom einzigen komparatistischen Werk zum Adel in Europa, das Italien wenigstens einigermaßen berücksichtigt, stark unterschätzt wird³¹. Wie ganz anders der italienische Adel im 19. und 20. Jahrhundert tatsächlich, verglichen mit Deutsch-

²⁸ Carlo Capra, Nobili, notabili, élites: dal „modello“ francese al caso italiano, in: Quaderni storici 37 (1978) 12–42.

²⁹ Arpad von Klimó, Staat und Klientel im 19. Jahrhundert. Administrative Eliten in Italien und Preußen im Vergleich, 1860–1918 (Vierow 1997) 230.

³⁰ Die schon mittelfristig ungeheuren politischen Kosten, die sich aus dieser am deutschen Adelsbild ausgerichteten Politik ergaben, sind Gegenstand von Marco Meriggi, Amministrazione e classi sociali nel Lombardo-Veneto 1814–1848 (Bologna 1983).

³¹ Das legt schon die im englischen Titel ausgedrückte starke These nahe: Arno J. Mayer, The Persistence of the Old Regime. Europe to the Great War (New York 1981). In der italienischen Übersetzung lautet der Titel nicht viel anders: Il potere dell'Ancien Régime fino alla prima guerra mondiale (Bari 1982). Deutliche Kritik an Mayers Weigerung, den von der Revolution verursachten sozialen Wandel anzuerkennen, in den von Passato e Presente 4 (1983) 11–33 abgedruckten Kommentaren; Innocenzo Cervelli bezieht sich dabei übrigens mehr als auf die italienische auf die preußisch-deutsche Adelsgeschichte.

land, beschaffen war, geht aus Jens Petersens knappem, aber glänzendem Überblick hervor³².

Auch die Industriebourgeoisie unterschied sich bei allen Ähnlichkeiten in den politischen Werthaltungen aufgrund des andersartigen Charakters der italienischen Industrialisierung deutlich von ihrem deutschen Gegenstück. Ulrich Wengenroths Beitrag in diesem Bande weist mit Recht darauf hin, daß zahlreiche große Unternehmerpersönlichkeiten nicht nur vom Lande kamen, sondern dort auch ihre Fabriken errichteten. Vor allem gilt das für die Textilindustrie, bei der man den Eindruck hat, daß sich von ihren proto-industriellen Ursprüngen trotz vollständiger Mechanisierung sehr viel mehr erhalten hat als in anderen Sektoren. Auch das Finanzkapital weist in Italien eine deutlich andere soziale Physiognomie auf. Es ist bzw. war mindestens bis vor kurzem familistisch organisiert, was eine enge Bindung an die halbstaatlichen Großkonzerne keineswegs ausschloß. Eine vergleichende Unternehmensgeschichte, wie sie Hartmut Berghoff für das deutsch-englische Beispiel vorgelegt hat, existiert jedoch nicht.

„Cum grano salis“ läßt sich dasselbe vom Proletariat und infolgedessen auch von der Arbeiterbewegung sagen, denn außer einer älteren, freilich vom besten Kenner – und letzten Zeugen dessen, was er schrieb – verfaßten Übersicht für die Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gibt es praktisch keine vergleichende Literatur³³. Daß in beiden Ländern das Fabrikproletariat ländlichen Ursprungs war, besagt noch nicht allzu viel. Entscheidend war vielmehr, daß in Italien der Anteil der Frauen und Kinder unter den Fabrikarbeitern dauerhaft hoch blieb, vor allem aber, daß im 19. Jahrhundert ein Landarbeiterproletariat erheblichen Umfangs entstand³⁴, viel zahlreicher als die Fabrikarbeiter und von Anfang an die Arbeiterbewegung prägend³⁵. Neben deren sozialistisch-sozialreformerischem Flügel gab

³² Jens Petersen, Der italienische Adel von 1861 bis 1946, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750–1950* (GG Sonderheft 13, Göttingen 1990) 243–259.

³³ Leo Valiani, *Il movimento operaio e socialista in Italia e in Germania dal 1870 al 1920*, im gleichnamigen Sammelband, den er zus. mit Adam Wandruska herausgegeben hat (Bologna 1978) 7–28. Ausgeklammert bleibt hier der Fall Triest, dessen Arbeiterschaft multinational und dessen Parteiorganisation internationalistisch war, was schon einige Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu Spannungen mit der Wiener Parteispitze führte. Dazu zuletzt Marina Cattaruzza, *Socialismo adriatico. La socialdemocrazia di lingua italiana nei territori costieri della Monarchia asburgica 1888–1915* (Manduria, Rom, Bari 2001).

³⁴ Eine zwangsläufig nicht mehr ganz aktuelle Übersicht stammt von Volker Hunecke, *Soziale Ungleichheit und Klassenbildung in Italien vom Ende des 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte* (Göttingen 1979) 210–232. Zuvor hatte Hunecke mittels einer Kombination von Wirtschafts-, Sozial- und Erfahrungsgeschichte am Beispiel Mailands den italienischen Weg der Industrialisierung beschrieben. Dieser wollte die in anderen Ländern beobachteten sozialen Erschütterungen vermeiden, hat aber gerade dadurch, so die These, die Militanz der Fabrikarbeiterbewegung um die Jahrhundertwende bewirkt: Arbeiterschaft und Industrielle Revolution in Mailand 1859–1892. Zur Entstehungsgeschichte der italienischen Industrie und Arbeiterbewegung (Göttingen 1978).

³⁵ Das hatte sich in gewissem Sinne bereits 1848 abgezeichnet, und zwar insofern, als in Italien, anders als in Deutschland und Frankreich, die ländlichen Aufständischen nicht in die bürgerlich-nationale Bewegung zu integrieren waren – kein Wunder allerdings, wo doch de-

es daher stets auch einen anarchistischen. Die Folge waren Parteienkonkurrenz, Spaltungen schon lange vor 1917, Richtungskämpfe, Streiks, die oft zu Aufständen wurden, und scharfe staatliche Repression. Die Spannbreite reichte von ‚direkter Aktion‘ und Attentaten – König Umberto I. wird 1900 erschossen – bis zu parlamentarischer Präsenz mit Einfluß auf die Regierung zu Zeiten Giolittis, zu dem allerdings 1911 wegen des Libyenkriegs die Brücken abgebrochen wurden. Wie damals in Frankreich litt auch der italienische Sozialismus an den Spannungen zwischen einem „Ouvrierismus“ vor allem an der (im Vergleich zu Deutschland schmalen) Basis und bürgerlichen Spitzenvertretern, unter ihnen, im Kaiserreich ganz undenkbar, Professoren und andere bürgerliche Honoratioren. Das „Kapital“ erschien erstmals in 43 Folgen von 1882 bis 1884, in Buchform 1886, beide Male von einem demokratischen Verleger herausgegeben, der zugleich Senator des Königreichs war, das überall sonst in Europa viel populärere „Kommunistische Manifest“ vollständig sogar erst 1891, und zwar im anarchistischen Milieu. Ob in Italien eine auch nur ‚negative Integration‘ stattgefunden hat, ist schwer zu sagen, ja einer neueren Studie zufolge ist sogar fraglich, ob jedenfalls die italienischen Landarbeiter wenigstens in die gewerkschaftliche Bewegung wirklich integriert waren. Bernd Kölling fiel auf, daß nach 1918 die bislang gut organisierten, hochgradig streikbereiten Landarbeiter der Lomellina ebenso rasch zu den Rechten überliefen wie ihr Pendant in Pommern, von dem man das ohnedies annahm. Beide Male war es die Erfahrung der Ohnmacht, d.h. ihrer Unfähigkeit, ihre elementaren Interessen mit Hilfe sozialistischer Organisationen durchzusetzen³⁶. Auch hier bestätigt sich im übrigen der Wert regionaler Untersuchungen, zumal mehr noch als im Falle des Bürgertums die Arbeiterbewegung in beiden Ländern geographisch sehr ungleich verteilt war – in Italien trotz der Allgegenwart des Landproletariats. In Deutschland schaffte es die SPD immerhin nach der Jahrhundertwende, und zwar als einzige Partei, in sämtlichen Reichstagswahlkreisen einen Kandidaten aufzustellen, auch wenn er oft nur Zählkandidat war.

Für eine vergleichende Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung sind das allenfalls Stichworte. Zu ihnen gehört auch die von Spannungen, ja deutscherseits von Verstärkungen nicht freie Beziehungsgeschichte der sozialistischen Parteien und erst recht der Gewerkschaften³⁷. Denn die politische Kultur war im Kaiserreich doch ziemlich anders, sie färbte auch auf die ‚Reichsfeinde‘ ab. Umge-

ren Führer als Grundbesitzer die Besitzverhältnisse auf dem Lande nicht in Frage stellen ließen. Dazu *Christof Dipper*, Revolutionäre Bewegungen auf dem Lande: Deutschland, Frankreich, Italien, in: *Dieter Dowe, Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche* (Hrsg.), Europa 1848. Revolution und Reform (Bonn 1998) 555–585.

³⁶ *Bernd Kölling*, Familienwirtschaft und Klassenbildung. Landarbeiter im Arbeitskonflikt: das ostelbische Pommern und die norditalienische Lomellina 1901–1921 (Vierow 1996).

³⁷ Das wird auch sehr gut sichtbar bei dem Vergleich von *Marina Cattaruzza*, „Organisierter Konflikt“ und „Direkte Aktion“. Zwei Formen des Arbeiterkampfes am Beispiel des Werftarbeiterstreiks in Hamburg und Triest (1880–1914), in: *Afs* 20 (1980) 325–355.

kehrt hat der nach Italien ausgewanderte Soziologe Robert Michels bekanntlich von dort aus 1911 seine Oligarchisierungsthese politischer Großorganisationen mit Blick auf die SPD entwickelt. Dem polyzentrischen italienischen Sozialismus fehlte dazu jegliche Voraussetzung.

Deutsch-italienische sozialgeschichtliche Vergleiche enden mit dem Ersten Weltkrieg. In der übrigen Literatur ist das nicht viel anders. Erstens hat die moderne Sozialgeschichte ihren Ursprungsort im 19. Jahrhundert, und zweitens ändern sich im 20. als Folge der ‚Verwissenschaftlichung des Sozialen‘ (Lutz Raphael) die Quellen dafür in einem solchen Maße, daß es für Historiker noch schwieriger wird, sie auszuwerten. Drittens werden die Zeiten danach für Regimevergleiche attraktiver als vorher, wie überhaupt Faschismus und Nationalsozialismus auf die Forschung eine anhaltende, freilich negative Faszination ausüben. Viele dieser Arbeiten dienen dem Versuch, das Wesen des Faschismus oder, wie man heutzutage sagt, eine Faschismustheorie auszuarbeiten. Die Ermittlung des Sozialprofils der Anhänger und Aktivisten spielt dabei eine wichtige, teils sogar zentrale Rolle. Schon die Zeitgenossen haben deshalb und dann wieder die Forschung namentlich der 1960er und 1970er Jahre auf der Suche nach der gesellschaftlichen Grundlage des Faschismus bzw. Nationalsozialismus mit einem wohl einzigartigen Aufwand an Quellenrecherchen und Analyseverfahren eine nicht mehr zu überblickende Zahl entsprechender Beiträge hervorgebracht. Gerade die Fülle empirischer Einzelforschung hat aber explizit vergleichende Arbeiten tendenziell eher verhindert. Zu den wenigen Ausnahmen zählt darum die Zwischenbilanz der von Wolfgang Schieder für den Braunschweiger Historikertag 1974 zusammengerufenen Referenten, deren Beiträge freilich wie so oft Italien und Deutschland getrennt behandeln. Schieder faßte die Ergebnisse mit der Feststellung zusammen, die alte Mittelstandsthese habe an Plausibilität verloren; daß PNF und NSDAP „sukzessive ein breiteres soziales Spektrum ausgefüllt haben, [sei] weiter erhärtet“ worden³⁸. Mit solchen – richtigen – Einsichten hat sich die sozialhistorische Faschismusforschung freilich selber relativiert, denn je mehr man erkannte, daß die Anhänger Hitlers und Mussolinis schon in der sogenannten Bewegungsphase – bei allerdings starker Fluktuation – aus allen Schichten kamen und beide Geschlechter erfaßten, desto mehr verlor sie natürlich an Erklärungskraft. Sven Reichardt betont darum mit Recht in seiner Arbeit über die Kampfbünde, eines der ganz wenigen wirklich komparatistischen Bücher zum Faschismus, daß es zwar „immer noch einiges“ erkläre, wenn man „den Nationalsozialismus als stärker mittelständisch geprägte Bewegung mit [...] antiproletarischen Reflexen“ begreife, fährt dann freilich fort: „Aber im Vergleich mit anderen Ländern, auch und gerade mit dem italienischen Ursprungsland, wird die These von einem gemeinsamen sozialen Substrat des Faschismus äußerst problematisch, da sich etwa in Italien auch der aufsteigende Mittelstand in der faschistischen Bewe-

³⁸ Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich* (Göttingen 1983) 8.

gung engagierte.“³⁹ Dort fehlte statt dessen, könnte man hinzufügen, um ein weiteres aktuelles Forschungsergebnis zu zitieren, der nach Zehntausenden zählende deklassierte Kleinadel, der in der Weimarer Republik, von Schlagworten wie „Neuadel“ und „Führertum“ elektrisiert, schließlich großenteils auf die Nationalsozialisten setzte⁴⁰.

Die Faschismustheorie erhofft sich folglich gegenwärtig mehr Erklärungskraft vom Blick auf die faschistische Praxis, die tatsächlich ein wichtiges Merkmal war. Auf dem Umweg über die Frage, ob sich die eine oder andere (Erlebnis-)Generation von dieser Praxis besonders angezogen fühlte, kommen freilich sozialgeschichtliche Fragestellungen und Sachverhalte erneut zur Geltung⁴¹.

Von den genannten abgesehen, halten sich sozialgeschichtliche Beiträge zur Faschismusforschung in Grenzen, erst recht vergleichende. Und was das Ende faschistischer Herrschaft in beiden Ländern sozial bedeutete, was ihr gesellschaftliches ‚Ergebnis‘ war, liegt zwar keineswegs im Dunkeln, ist aber nicht annähernd so präzise erforscht wie die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Seit Ralf Dahrendorfs äußerst einflußreichem Essay von 1968 wissen wir nicht nur, wie modern der Nationalsozialismus war, sondern daß er auch eine um vieles modernere Gesellschaft hinterlassen hat. „Zukünftigen autoritären Regierungen nach dem Muster der deutschen Tradition [hat er] die soziale Grundlage genommen.“⁴² Dahrendorf sprach darum von der „Revolution der nationalsozialistischen Zeit“. Auch die Nationalsozialisten hatten sich als Revolutionäre bezeichnet, aber Dahrendorf meinte natürlich etwas anderes. Seine These hat er nicht mit Zahlen untermauert – das haben andere getan⁴³ –, sie hat sich gleichwohl durchgesetzt. Schließlich entsprach sie der allgemeinen Erfahrung, der Anschauung, dem Lebensgefühl. „So viel Anfang war nie ...“

Vergleichbares ist für Italien nicht überliefert. Die italienische Revolution von 1945 verstand sich als politische. Doch die euphorische Stimmung der – vermeintlichen – Selbstbefreiung durch die Resistenza schlug alsbald um. Der Friedensvertrag wurde als zu hart empfunden, das antifaschistische Parteienbündnis zerfiel, der Staatsapparat wurde sehr zurückhaltend gesäubert, die einflußreiche katholische Kirche konnte beim besten Willen nicht als antifaschistisch gelten. Vor allem aber waren die Italiener nicht annähernd so stark von Faschismus und Krieg be-

³⁹ *Sven Reichardt*, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadismus und in der deutschen SA* (Köln 2002) 24 f.

⁴⁰ *Stephan Malinowski*, *Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat* (Berlin 2003).

⁴¹ Aus Vergleichsperspektive neben *Reichardt* nur noch *Marco Tarchi*, *La „rivoluzione legale“*. *Identità collettive e crollo della democrazia in Italia e Germania* (Bologna 1993).

⁴² *Ralf Dahrendorf*, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (Taschenbuchausgabe, München 1977) 431. Ebd. das folgende Zitat.

⁴³ Quantitative wie qualitative Forschungen zur Sozialstruktur sind ein wichtiges Merkmal der deutschen Nachkriegssoziologie. Dahrendorf berief sich bei seiner Auslegung auf *Wolfgang Zapf*, *Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961* (München 1965). Zapf hatte bei Dahrendorf studiert.

troffen wie die Deutschen. Nennenswerten gesellschaftlichen Wandel brachte erst das Wirtschaftswunder der 1950er Jahre zustande⁴⁴.

Damit sind wir aber erst recht in einer Epoche, die die sozialgeschichtlichen Untersuchungen aussparen. Zeitgeschichte als Sozialgeschichte: Der Forschungsbedarf ist festgestellt⁴⁵, die Forscher interessieren sich für anderes⁴⁶. Sie übersprangen gewissermaßen die Sozialgeschichte und wandten sich nach einem Übermaß an politikgeschichtlichen Studien sogleich kulturalistischen Themen zu. Das hat durchaus plausible Gründe.

III.

Die Tagung, von der der vorliegende Band Bericht gibt, stand also weder im Zeichen der Wirtschafts- noch der Sozialgeschichte. Auch um politische Ereignisgeschichte konnte es selbstverständlich nicht gehen, denn das Erkenntnisinteresse galt, wie es der Untertitel nahelegt, Strukturproblemen und dem Umgang mit ihnen. Er orientiert sich mithin an der Frage, wie überhaupt und wie intensiv die Moderne beide Gesellschaften erfaßt hat, und greift dabei durchaus pragmatisch jene Themen auf, die hilfreiche Antworten versprechen. Wenn es um politische und kulturelle Strukturprobleme geht, mag der Umgang mit den drei Größen Institutionen, Lebenslagen, Erinnerung besonders interessant sein. Sie verteilen sich in diesem Buch ebenfalls auf drei Abschnitte, die menschliche Lebenszusammenhänge, soweit sie hier von Interesse sind, strukturieren: Das Land, der Staat, die Kultur.

Warum der gewählte Zeitausschnitt? Er ist in doppelter Weise begründungspflichtig. Denn Kaelbles Forschungsbilanz hat ergeben, daß „die lange zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts [...] bisher das Eldorado der vergleichenden Sozialgeschichte“ sei⁴⁷. Kaelble liefert auch den Grund dazu: Diese Jahrzehnte seien „ohne Zweifel eine Schlüsselepoche für das Aufkommen säkularer europäischer Entwicklungen, die auch unsere heutige Gesellschaft noch prägen“. Wenn dieser Abschnitt dennoch nicht gewählt wurde, so vor allem deshalb, weil hier, wie schon mehrfach betont, Sozialgeschichte nicht im Mittelpunkt steht. Er wäre auch, was Italien betrifft, ziemlich ungeeignet, denn wichtige wirtschaftliche und soziale Entwicklungen bzw. Umbrüche würden damit kaum oder gar nicht erfaßt: Indu-

⁴⁴ Der eilige Leser sei auf folgenden nützlichen Überblick verwiesen: *Percy Allum*, Italian society transformed, in: *Patrick McCarthy* (Hrsg.), Italy since 1945 (Oxford 2000) 10–41.

⁴⁵ *Paul Erker*, Zeitgeschichte als Sozialgeschichte, in: GG 19 (1993) 203–238.

⁴⁶ Vgl. die gleichzeitig mit dem Aufsatz von Erker erschienenen Bilanzen: *Hans Günter Hockerts*, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Hist. Jahrb. 113 (1993) 98–127. *Anselm Döring-Manteuffel*, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Entwicklung und Problemlagen der historischen Forschung zur Nachkriegszeit, in: VfZ 41 (1993) 1–29.

⁴⁷ *Kaelble*, Vergleichende Sozialgeschichte, in *Haupt, Kocka*, 100. Ebd. auch das nächste Zitat.

strialisierung, Alphabetisierung, Sozialstaat, Urbanisierung und anderes mehr. Die ersten drei Errungenschaften fanden dort später statt, die Urbanisierung lange zuvor. Wenn also nicht, wie so oft, von 1850 bis 1914, welcher Zeitraum dann?

Die im Mittelpunkt stehenden politischen und kulturellen Strukturprobleme lenken unseren Blick auf den anderen wichtigen Baustein der Moderne: den Nationalstaat. Mit ihm kam etwas ganz Neues in die Welt. Selbst wo er keine Grenzen verschob und sich ins ererbte Gefäß der frühneuzeitlichen Monarchien einpaßte, vollzog sich seine Geburt nicht ohne Gewalt. Denn er war politisch anders verfaßt als seine Vorgänger, legitimierte sich anders und verlieh seinen Bürgern eine neue Form von Identität. Er erwartete deshalb von ihnen auch mehr und beschwor neuartige Krisen herauf. Damit ist der Beginn des Untersuchungszeitraums festgelegt. Auf der Apenninenhalbinsel entstand der Nationalstaat ziemlich genau 1860, bei uns nur wenig später. Schwieriger zu begründen ist das Ende. Hundert Jahre sind, auch wenn wir uns seit Flacius Illyricus' Chronologie noch so sehr daran gewöhnt haben, zunächst einmal keine in der ‚Geschichte selbst‘ vorfindliche Größe, sondern ein Konstrukt wie jede andere Periodisierung auch, allerdings ein scheinbar besonders wenig wertbefrachtetes. Was geht um 1960 zu Ende, das mit 1860 im Zusammenhang steht? In jedem Falle ist es der klassische, der Nationalstaat des 19. Jahrhunderts. In Italien und Deutschland hat dieser Staat besonders viele Krisen hervorgerufen, weil er in den Augen seiner Bürger lange Zeit als unvollständig, unfertig und ungerecht, ja als illegitim empfunden wurde und sich deshalb seinerseits von zahlreichen Feinden außer- und namentlich innerhalb seiner Grenzen bedroht glaubte. Es bedurfte der Erfahrung zweier Weltkriege und der bis dahin schlimmsten Diktaturen Europas, damit die beiden Nationen sich selbst anerkannten und zugleich mit den Nachbarn auszukommen lernten. Daß diese Zäsur sich mit anderen verband – mit nachgeholter, sich in wahrhaft atemberaubendem Tempo vollziehender Industrialisierung in Italien, mit Wohlstandsgesellschaft und einem neuen Schub von Städtewachstum und mit der beginnenden Einsicht in die ökologischen Folgen beider –, macht die Entscheidung um so plausibler. Gesellschaftsgeschichtlich beginnt, so meinen inzwischen viele Historiker, in den 1960ern eine neue Epoche: unsere Gegenwart.

Die Lücken sind offensichtlich, aber wo gäbe es sie nicht? Vollständigkeit war nicht beabsichtigt und wäre ohnedies illusorisch. Legitim ist aber die Frage, ob das hier Vorgestellte ein sinnvolles Ganzes ergibt, doch müssen darüber die Leser entscheiden. Beliebigkeit war jedenfalls nicht im Spiel. Vielmehr handelt es sich um Stichworte, deren Beantwortung aussagekräftige Beiträge zur Leitfrage erwarten ließ, wie diese beiden Gesellschaften ihren Weg in die Moderne gegangen sind. Dabei wurde eine Mischung angestrebt, die einesteils Themen enthält, welche man mit Recht in einem Band mit diesem Titel erwartet, und andernteils solche, die man vielleicht eher als unkonventionell bezeichnen kann.

Die einzige Lücke, die man wirklich bedauern muß, ist das Thema ‚Hauptstadt‘. Jens Petersen, der Deutschrömer, konnte krankheitshalber seinen eindrucksvollen mündlichen Beitrag leider nicht druckfertig machen. Gustav Seibts Rom-Buch, zu dem sich der Autor von der deutschen Hauptstadtfrage nach 1990

hat inspirieren lassen, läßt erahnen, was es hierzu aus vergleichender Perspektive alles zu sagen gäbe⁴⁸. Die Parallele des Hauptstadtwechsels ist dabei fast schon banal zu nennen, obwohl bereits die bloße Tatsache, daß sich ein Nationalstaat seine Hauptstadt aussuchen kann bzw. muß, eine erklärungsbedürftige Ausnahme ist. An historischen Hauptstädten ist Deutschland besonders reich – Wien, Regensburg, Aachen und vor allem Frankfurt, seit kurzem auch noch Bonn –, aber hierzulande scheint das Thema erledigt. Dagegen gibt es an dauerhaften Rivalen in Italien keinen Mangel; namentlich der Anspruch Mailands, sowohl die moralische als auch die wirtschaftliche Kapitale des Landes zu sein, wird von Rom wohl niemals zu entkräften sein⁴⁹.

Eine ganz andere Dimension tut sich freilich auf, sobald man die Bedeutung der einmal gewählten Hauptstadt für ihr Land zu ermesen sucht. Um Berlin gab es weder Krieg noch eine internationale Diskussion Gebildeter und Frommer, niemand mußte bei seiner Wahl den Fluch der Kirche fürchten noch hat Berlin als Hauptstadt die deutsche Politik überfordert. Das alles läßt sich aber von Rom sagen. Es hat sich als schwer verdaulicher Brocken im italienischen Magen erwiesen. Für unsere Leitfrage der Funktion der einzelnen Themen für die Moderne, so könnte man diese Gedankenskizze abschließen, die das Fehlen des Beitrags schmerzlich erahnen läßt, ist jedenfalls so viel klar: „Roma aeterna“ bedeutet Aura, Geschichtsschwere, Erblast. Berlin dagegen steht seit 1870 immer wieder als Symbol für Neubeginn, Moderne, Nüchternheit, Tempo. Die Entscheidung für Rom bindet das Land mehr als nur symbolisch mit Bleigewichten an die Vergangenheit. Das kann man schon am Stadtbild ablesen. Der Nationalstaat war immer nur kurzfristig, also in Ausnahmefällen, in der Lage, der Stadt seinen Stempel aufzudrücken. Am ehesten ist das noch Mussolini gelungen, der die mittelalterlichen Viertel bis auf geringe Reste abreißen und für die geplante Weltausstellung von 1942 an der südwestlichen Peripherie den nach ihr benannten Stadtteil EUR errichten ließ; dieses Viertel einschließlich des „Palazzo della civiltà romana“ ist, was seine tatsächlich realisierte Formsprache betrifft, neuerdings als Ergebnis deutschen Einflusses identifiziert worden, den Mussolini bei seinem Staatsbesuch in Berlin im September 1937 aufgenommen hat; er ließ daraufhin die Pläne umarbeiten⁵⁰. Aber insgesamt gesehen wurde Rom niemals wirklich modern (und wo es das sein will, mißrät der Versuch in aller Regel; die ganze Urbanistik ist verpfuscht): im Zentrum die Reste der Antike und eine Stadt auf barockem Grundriß, an ihren Rändern Slums, die einen gelegentlich glauben lassen, man befinde sich schon in der Dritten Welt.

⁴⁸ *Gustav Seibt*, Rom oder Tod. Der Kampf um die italienische Hauptstadt (Berlin 2001).

⁴⁹ Meist wird übersehen, daß es in Italien von 1943 bis 1945 nicht weniger als drei Hauptstädte gab: Brindisi bzw. Salerno als Hauptstadt des „Königreichs des Südens“, Salò bzw. Verona oder Mailand als Hauptstadt der „Repubblica Sociale Italiana“ und natürlich das päpstliche Rom.

⁵⁰ *Nicole Timmermann*, Repräsentative „Staatsbaukunst“ im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland. Der Einfluß der Berlin-Planung auf die EUR (Stuttgart 2003).

Ob der Regionalismus ein Relikt der Vormoderne oder Vorbote der Postmoderne sei, lautete die an Marco Meriggi gerichtete Frage. Seine Antwort fiel unerwartet, ja vielleicht provokativ aus, weil er neuartige regionale Identitäten aufspüren wollte, anstatt sich für die Wirkungsweise des deutschen Föderalismus oder der italienischen Regionen zu interessieren. Nicht alle Deutschen werden gerne lesen, daß beide nicht mit den historischen Staaten identisch und daher künstlich seien. Im Kern geht es ihm um lebendiges Regionalbewußtsein, das er aus kollektiven Interessen und Leistungen gespeist und im Wettbewerb stehend sieht. Seit den 1890ern sei das zu beobachten, und zwar in den entstehenden wirtschaftlichen Ballungsgebieten, deren Arbeiterklasse mit ihren parteipolitischen Präferenzen den Trend noch verstärkte. Während in Deutschland der konfessionelle und sogar der innerprotestantische Gegensatz die Differenzierung noch zusätzlich begünstigt, aber geographisch anders verteilt habe, so daß sich insgesamt eine größere Vielfalt ergab, seien in Italien wirtschaftliches, intellektuelles und sozialistisches Zentrum zusammengefallen und habe der Lombardei zu einem neuen Selbstbewußtsein verholfen. Den faschistischen Regimen war regionales Sonderbewußtsein ein Dorn im Auge, sie bekämpften es nach Kräften, doch brachten sich über die Provinzfürsten (schon ihre Bezeichnungen „Gauler“ bzw. „federali“ sorgte dafür) die Regionen immer wieder aufs Neue in Erinnerung. Nach 1945 sollte deshalb der Regionalismus der Stärkung der Demokratie dienen und wurde von oben verordnet, aber bis zum Ende des hier behandelten Zeitraums hatte Rom den Verfassungsauftrag nicht umgesetzt. Meriggi sieht in den verschiedenen Ausprägungen des Regionalismus kein Relikt der Vergangenheit, sondern eher so etwas wie einen gesellschaftlichen Jungbrunnen, dessen Wasser die Loyalitäten immer wieder neu sprudeln lassen.

Gustavo Cornis Beitrag bestätigt dagegen unsere landläufigen Vorstellungen vom deutsch-italienischen Gegensatz. Das Verhältnis zur Natur, der Umgang mit der Landschaft ist in beiden Gesellschaften sehr verschieden. Naturschutz sei Bestandteil der deutschen Kultur, in Italien gebe es allenfalls bei den Eliten ein ökologisches Gefährdungsbewußtsein. Bevor die Deutschen sich nun selbstgefällig zurücklehnen, sollten sie Cornis Hinweis lesen, daß ökologisches Denken in dem hier zur Diskussion stehenden Zeitausschnitt vor allem von antiliberalen Kräften getragen wurde. Bauerntümelei diente der Abwehr von vielem: der Arbeiterbewegung, der Industrie, der Großstadt, dem Judentum und eben auch der Naturzerstörung – kurz, der Moderne. Bevor die Grünen in den 1980er Jahren die Ökologie endgültig zum Bestandteil der Moderne machten, boten selbst sie manchen altvertrauten kulturpessimistischen Stimmen eine Heimat. Im Blick auf ungute deutsche Traditionen darf man also durchaus von einer erfolgreichen Kulturrevolution sprechen, aber für die Zeit zwischen 1860 und 1960 tut man sich mit einem Urteil schwerer. Wenn das „machet Euch die Erde untertan“ (1. Mo. 1, 28) einen vormodernen Umgang mit Natur bedeutet, der schonende Umgang mit ihr dagegen für Moderne steht, dann müßte der aus dem deutschen Idealismus hervorgehende Gedanke des Naturschutzes angesichts der ‚Nebenwirkungen‘, insbesondere seines hohen politischen Preises, als ein weiteres Beispiel für ‚reactionary

modernism' (Jeffrey Herf) gewertet werden. Aber was für eine Moderne ist dann jene, die, wofür das italienische Beispiel steht, im Zeichen liberaler Weltsicht Eingriffe in den Raubbau an unserer Umwelt ablehnt oder jedenfalls verhindert?

Die Dinge verhielten sich vielleicht anders, wenn alle unter Gemeinwohl dasselbe verstünden. Pierangelo Schiera zeichnet ein sich über Jahrhunderte erstreckendes Panorama des Gemeinwohls, in dem er ein anerkanntes und verbindliches Normensystem sieht, das unter dem Einfluß des Naturrechts und der klassischen Nationalökonomie im 18. Jahrhundert an unmittelbarer Geltungskraft verloren und in den modernen Verfassungen den Staat nur noch auf eine nicht näher bestimmte und jedenfalls ethisch neutralisierte „Wohlfahrt“ verpflichtet habe. Der liberale Staat sei dann aber Ende des 19. Jahrhunderts sehr nachdrücklich an seine Gemeinwohlverpflichtung erinnert worden, und zwar einerseits von der katholischen Soziallehre, andererseits von Gierkes Idee der Genossenschaft. Praktische, wenn auch begrenzte Wirkung erzielte jedoch der Kathedersozialismus, und auch das nur nördlich der Alpen; in Italien blieb diese Lehre auf die Universitäten beschränkt. Der alteuropäischen Tradition des Gemeinwohls komme das Subsidiaritätsprinzip, wie es etwa Oswald von Nell-Breuning entwickelt hat, am nächsten, das nicht nur den liberalen Staat überwinde, sondern auch den totalitären Staat hätte verhindern können.

Das war nun freilich nicht der Fall, und bei der Frage nach den Gründen kann Franz Bauer eine Antwort beisteuern: Der Staat, namentlich der italienische, war gewissermaßen zu bürgerlich. Der Staat des Bürgertums sei im 19. Jahrhundert eben der nationale gewesen, ihm habe man die Lösung auch aller anderen Probleme zugetraut, so daß man beispielsweise auf sozialpolitische Zweckbestimmungen geglaubt habe, verzichten zu können. Dabei sei dieser Nationalstaat weder in Italien noch in Deutschland unter namhafter bürgerlicher Beteiligung entstanden, diese habe sich erst im Laufe der Zeit durchgesetzt. Offensichtlich waren aber moderne Staaten nur in der Weise zu organisieren, daß sie von vornherein die bürgerlich-liberale Ordnung realisierten, die allerdings nur von einer Minderheit der Bewohner geteilt wurde. Tatsächlich bezeichnete sich das faschistische Italien als „la grande proletaria“ und auch der Nationalsozialismus stützte sich in seiner Propaganda stark auf antibürgerliche Affekte. Was bedeutet das für die Frage nach der Moderne?

Es habe davon zu viel auf einmal gegeben, so die These Wolfgang Schieders. Die nationale Identitätsfindung, die politische Verfassungsbildung und der wirtschaftliche Strukturwandel seien überall stets von erheblichen Konflikten begleitet gewesen. Alle Regime hätten sie nur einzeln bewältigen können, und wo dazu nicht die Zeit war, seien sie zusammengebrochen. Der Faschismus italienischer und deutscher Spielart ist für Schieder deshalb ein „Krisenprodukt der Moderne“. Seine Führer gaben sich als Vermittler einer antimodernen Allianz aus, benutzten aber nicht nur im Falle der Massenmobilisierung erfolgreich modernere Strategien als ihre bürgerlichen und kommunistischen Konkurrenten, sondern ihnen gelangen auch nach der Machtergreifung im Falle der nationalen Identitätsbildung und des wirtschaftlichen Wandels erhebliche Erfolge. Zum Ausgleich betrieben sie an

anderen Fronten – das Beispiel der Rolle der Frauen wird von der Wissenschaft aus guten Gründen immer wieder hervorgehoben – eine antimodernistische Politik, freilich mit modernen Mitteln. Die vom Faschismus erzeugten Modernisierungsschübe waren deshalb teils gewollt, teils waren sie eine unbeabsichtigte Folge seiner Politik; in jedem Falle aber sorgten sie dafür, daß seither in diesen beiden Gesellschaften Modernisierungskrisen nicht mehr zum Zusammenbruch des politischen Systems geführt haben.

Der Leser wird bemerkt haben, daß Bauers und Schieders Beiträge sich, anders als die übrigen dieses Bandes, an der herkömmlichen Chronologie orientieren. Ihr Erkenntnisinteresse ist allerdings ebenfalls ein strukturgeschichtliches. Mit Lutz Klinkhammers Ausführungen kehren wir nun wieder zu diachronen Fragestellungen zurück. Für eine vergleichende Geschichte der Gewalt fehlen zu viele Vorarbeiten, so daß er sich auf einen kursorischen Durchgang der Repression als moderner Herrschaftstechnik beschränken muß. Nicht jeder wird erfreut sein zu lesen, daß das ‚bürgerlichere‘ italienische Königreich wesentlich repressiver war als das Deutsche Reich. Die politische Gewalt war geradezu strukturell, weil die italienische Honoratiorenherrschaft sich anders nicht hätte halten können. Das setzte sich im Ersten Weltkrieg mit Tausenden ausgesprochener und Hunderten vollstreckter Todesurteile fort. Im Vorfeld der Machtergreifung des italienischen Faschismus ging es, erst recht gemessen an der kurzen Zeitspanne, ebenfalls ungleich gewaltsamer zu als in der Weimarer Republik. Die spezifisch faschistische Gewalt konnte sich nahezu ungehindert austoben, weil Polizei, Militär und Justiz wegsahen. Vergleichbare Gewaltorgien gab es in Deutschland erst nach dem 30. Januar 1933, und gerade das macht die Willfährigkeit der Ordnungskräfte besonders erklärungsbedürftig. Hinsichtlich der sichtbaren, demonstrativ zur Schau gestellten Gewalt blieben sich die beiden Faschismen gegenseitig also nichts schuldig. Der Nationalsozialismus entwickelte darüber hinaus jedoch ein auffallend hohes Maß an administrativer Gewalt, deren Gipfelpunkt Heydrichs „kämpfende Verwaltung“ bildete. Sie setzte den Holocaust in Deutschland, West- und Südeuropa nahezu geräuschlos ins Werk. Im ‚Osten‘ kamen jedoch genuin faschistische Methoden zur Anwendung, und dies nicht nur beim Holocaust, sondern ebenso im Alltag der Besatzung – auch wo diese aus Italienern bestand⁵¹. Militärs und Sondertruppen arbeiteten dabei reibungslos mit der Verwaltung zusammen. Wenn mit Zygmunt Bauman der Holocaust das Merkmal einer freilich höchst problematischen Moderne ist, so bedeutet das natürlich nicht, daß Italien bis 1945 nicht ebenfalls an der Moderne teilgehabt hätte. Die Frage ist eher, inwieweit die in beiden Ländern seither praktizierte Repression – Klinkhammer deutet sie als radikalen Bruch mit jeglicher Tradition – als Gradmesser der Modernität taugt. Daß sie sich vorwiegend gegen die Linke richtete, hilft hier vielleicht weniger weiter als der Blick auf ihre Methoden. Und hier fällt auf, wie sehr nun verfassungsrechtliche und politische Vorkehrungen an die Stelle von Ausnahmezustand und Schießbefehl traten. Es fällt allerdings auch auf, daß die italienische Rechte die

⁵¹ Vgl. Anm. 55.

legal zur Verfügung stehenden Repressionsinstrumente nicht für ausreichend hielt und, möglicherweise gedeckt vom amerikanischen Geheimdienst, in den 1960er Jahren zum Mittel des Staatsstreichs gegriffen hat. Sie kam dabei nicht bis zur Tat. Immerhin bewies sie damit, wie wenig sie vom grundlegend modernisierten politischen System ihres Landes hielt.

Fabio Rugges modellhaft angelegter Vergleich der italienischen und preußischen Kommunalpolitik und -verfassung (Rugge weiß natürlich, daß es von der preußischen nicht weniger als sechs Varianten gab) bringt ebenfalls am Ende vertraute Vorstellungen durcheinander. Sein Blick ist am 19. Jahrhundert geschult, dort setzt Rugge an. Auf der normativen Ebene waren die Unterschiede erheblich, ihre Wesenselemente schlossen sich gegenseitig aus. Rugge umschreibt sie mit den Begriffen ‚Autonomie‘ für das preußische und ‚Demokratie‘ für das italienische System – ‚Demokratie‘ verstanden als Versuch, ein echtes Mehrebenensystem zu verhindern, indem die Parlamentsmehrheit bzw. die von ihr gestellte Regierung (über die Provinzen hinweg) ein direktes Durchgriffsrecht auf die Kommunen erhielt, deren gewählten Körperschaften man von Rom aus mißtraute⁵². Das erleichterte dem Faschismus die Machtergreifung, er mußte ‚nur noch‘ die Wahlen abschaffen. In Preußen hat dagegen der Demokratisierungsschub der Revolution an der kommunalen Autonomie nichts geändert – viele Bürgermeister blieben im Amt, auch so prominente wie Adenauer in Köln und Jarres in Duisburg –, so daß der Nationalsozialismus beides beseitigte, dabei aber kollaborierende Bürgermeister wie Goerdeler in Leipzig zunächst noch duldete. Rugges provokanten Feststellungen für die Zeit bis 1922/33 wird man kaum widersprechen können: Erstens sorgten die Parteien dafür, daß die beiden Systeme sich aufeinander zu bewegten, und zwar im Interesse ihrer Machtausübung. Zweitens wirkte die Demokratie auf kommunaler Ebene in Italien konfliktsteigernd und störte den Zusammenhalt von Staat und Nation, weil die Regierung häufig unliebsame Gemeinderäte auflöste und Bürgermeister absetzte. Nach 1945 lebte in den (west)deutschen Ländern, wie man jetzt sagen muß, die Autonomie, in Italien die Demokratie nicht mehr im alten Sinne auf, die Parteienherrschaft steuerte nun noch direkter mittels Personalpolitik und Finanzzuweisungen den Gang der Dinge, nur konnte man das in den ersten beiden Jahrzehnten angesichts fortbestehender Honorarierpolitik und steigender Staatszuschüsse noch übersehen. Was ist modern? Die Beseitigung der kommunalen Autonomie. In normativer Hinsicht hatte Italien deshalb jahrzehntelang einen Vorsprung⁵³, aber auf den Übergang zur Leistungsverwaltung – das war ihre wichtigste neue Vermittlungsaufgabe zwischen Bürger

⁵² Es ist nicht nebensächlich, wenn „cittadino“, ein Schlüsselbegriff im „Land der hundert Städte“ (Cesare Cantù), seine ursprüngliche Bedeutung aufgab, sie an den Staat verlor, während im Preußen der Reformzeit eigens der „Staatsbürger“ geschaffen wurde, weil „Bürger“ an die Stadt gebunden blieb.

⁵³ Er verringert sich, wenn man andere deutsche Staaten heranzieht. In Süddeutschland ist nach 1806 der Trend zur Verstaatlichung der Kommunen weit vorangekommen, die Regierungen orientierten sich, wie später das Italienische Königreich, am französischen Vorbild. In der Rheinprovinz hatte dieses ohnehin Geltung.

und Staat – gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte das offenbar keinen markanten Einfluß.

Rolf Wörsdörfer zeigt für die Minderheitenpolitik nach dem Ersten Weltkrieg, daß die eklatanten deutsch-italienischen Unterschiede zwischen 1919 und 1939⁵⁴ eine Anomalie waren. In beiden Staaten lebten die ‚eigentlichen‘ Minderheiten im Osten, waren also Slawen und damit in den Augen Deutscher wie Italiener kulturell rückständig bis minderwertig und auch gefährlich. Dementsprechend fand in beiden Staaten eine vergleichbare politische Mobilisierung bis hin zu Grenzkämpfen statt; die Grenzlandrhetorik war hier wie dort dieselbe. Was Berlin von der Fortsetzung der preußischen Entnationalisierungspolitik der Vorkriegszeit abhielt, war seine Sorge um die Grenz- und Auslandsdeutschen – auch in Südtirol –, während Rom sich von solchen Rücksichten frei wußte. Es begann darum sofort eine harte Assimilationspolitik; D’Annunzios Anhänger und der sogenannte Grenzlandfaschismus taten ein übriges. Nach dem Marsch auf Rom änderte sich nichts wesentliches mehr. Das Reich besaß erst nach der Zerschlagung Polens wieder eine nennenswerte polnische Minderheit. Teile von ihr sollten eingedeutscht werden, für die übrigen und vor allem für die Juden ordnete Hitler schon Anfang Oktober 1939 Umsiedlung zugunsten der vor der Tür stehenden Volksdeutschen an. Damit kam Gewaltanwendung ins Spiel, buchstäblich Mord und Totschlag. Wörsdörfer ordnet bei seiner Bewertung Mussolini in die Tradition des Risorgimentos ein, während er in der Umsiedlungspolitik den Ausdruck biologischen Rassismus erblickt. Dieser Verdacht ist bei Hitler natürlich immer berechtigt. Am Rassismus Mussolinis kann aber nach allem, was wir mittlerweile wissen, ebenfalls kein vernünftiger Zweifel mehr bestehen. Er richtete sich allerdings eher gegen andere Gruppen. Die einverleibten Slowenen und Kroaten bezeichnete man dagegen als „alloglotti“, Anderssprachige, die man also ‚nur‘ italianisieren müsse. Im Krieg, 1941, gab es bezüglich der annektierten „Provinz Ljubljana“ dann aber auch dort einen Vorschlag, die Slowenen umzusiedeln⁵⁵. Die Unterschiede relativieren sich also mit Kriegsbeginn. Genau besehen, endete aber, was den Umgang mit nationalen Minderheiten betrifft, in Italien die Tradition des 19. Jahrhunderts schon mit den Grenzverschiebungen nach 1918, denn diese ließen sich mit den herkömmlichen Argumenten nicht mehr rechtfertigen, auch wenn das natürlich mit abenteuerlichen Theorien versucht wurde. Die im Zuge der spätimperialistischen Politik annektierten Bevölkerungen sollten gar nicht mehr assimiliert werden. Aus der Sicht der Diktatoren war es deshalb nur logisch, sie umzusiedeln oder zu vertreiben. Die Alliierten haben sich im Zweiten Weltkrieg diese Logik zu

⁵⁴ Und nicht schon 1933. Da Hitler sich niemals an gegebene Zusagen gebunden fühlte, konnte er sich, um Zeit zu gewinnen, in den Anfangsjahren eine weit konziliantere Politik gegenüber Polen erlauben als die Weimarer Republik, die außerdem von den Siegermächten kontrolliert wurde. Die jüdische Minorität wird, was plausibel ist, von Wörsdörfer ausgeklammert.

⁵⁵ *Brunello Mantelli*, Die Italiener auf dem Balkan 1941–1943, in: *Dipper, Klinkhammer, Nützenadel*, 65. Dazu ist es dann nicht gekommen, aber auf die in Gang gekommene Umsiedlung der Südtiroler sei hier wenigstens hingewiesen.

eigen gemacht, so daß Italien und Deutschland am Ende unseres Untersuchungszeitraumes ethnisch homogener waren als zuvor. Mit Zygmunt Bauman muß man auch das der Moderne zurechnen.

Rassismus ist eine moderne Welterklärung und für seine Anhänger absolut rational, weil wissenschaftlich fundiert⁵⁶. Vor allem die damals modernen Disziplinen Biologie und Anthropologie haben viel zu seinem Aufstieg und zu seiner Glaubwürdigkeit beigetragen. Er war für alle jene attraktiv und überzeugend, die zu den wissenschaftsgläubigen Milieus zählten – vom Professor über den Lehrer bis zum gebildeten Arbeiter –, denn er erklärte mehr als nur den längst vor 1880 thematisierten Unterschied der Rassen: Er half die Menschheitsentwicklung besser zu verstehen (nämlich weder christlich noch idealistisch, sondern materialistisch) und die kulturellen Unterschiede, lieferte Rezepte für die Lösung der nationalen und der sozialen Frage, rechtfertigte den Imperialismus und vieles mehr. Brunello Mantelli beschreibt seine Geschichte in Italien bis 1945, und sofort werden die Parallelen und Unterschiede zu Deutschland klar. Gemeinsam ist die naturwissenschaftliche Fundierung, die Hierarchisierung der Rassen mit dem eigenen Volk an der Spitze („razza latina“ bzw. „Arier“) und die Suche nach Handlungsmöglichkeiten, die die – für bedroht gehaltene – Spitzenstellung sichert. Die Unterschiede sind jedoch erheblich. Auf der Ebene der Weltanschauung findet der religiös-sexuelle Komplex in Italien keine, der antisemitische nur eine geringe Entsprechung; auf der Ebene des Drängens zur Praxis geht es in beiden Rassismen um Prävention und Kontrolle, aber Auslese bzw. Züchtung und gar Ausmerze finden sich nur in Deutschland. Der wichtigste Unterschied besteht sicherlich im Umstand, daß der deutsche Rassismus eine unlösliche Einheit mit dem völkischen Denken eingegangen ist, und das ließ ihn geradezu volkskulturelle Züge annehmen; in Italien gibt es hierzu keine Entsprechung. Die Breitenwirkung war in Italien also geringer, auch bei den Gebildeten: wegen der geringeren Bedeutung der Naturwissenschaften im Bildungssystem⁵⁷ (selbst rassistische Vorstellungen wurden oft in kulturell-literarischen Bezügen formuliert) und folglich auch ihrer Experten im Alltag⁵⁸, wegen der anhaltenden Bedeutung des ka-

⁵⁶ Ulrich Herbert hat das knapp, aber bündig ausgeführt: Rassismus und rationales Kalkül. Zum Stellenwert utilitaristisch verbrämter Legitimationsstrategien in der nationalsozialistischen „Weltanschauung“, in: Wolfgang Schneider (Hrsg.), „Vernichtungspolitik“. Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland (Hamburg 1991) bes. 27ff.

⁵⁷ Mussolinis Unterrichtsminister Giovanni Gentile hat in seiner berühmten Reform 1923 in den maßstabsetzenden klassischen Gymnasien die naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer nahezu abgeschafft. Näheres bei Jürgen Charnitzky, Die Schulpolitik des faschistischen Regimes in Italien (Tübingen 1994).

⁵⁸ Italienische Anthropologen begannen zwar, die Bewohner der faschistischen Siedlerstädte in den maßstabsetzenden klassischen Gymnasien und Liliputaner einzusperren und an ihnen in Absprache mit Universitätsinstituten und finanziert von der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft barbarische genetische Versuche vorzunehmen – diese medizinisch pervertierte Forscherpraxis ist in italienischen Lagern schlechterdings nicht vorstellbar.

tholischen Weltbildes, wegen geringerer Bedrohungsgefühle des Kollektivs; von der ‚Herrschaft der Minderwertigen‘ war in Italien nicht die Rede.

Die Judenfeindschaft, die hier freilich nur gestreift werden soll, spielte innerhalb der katholischen Amtskirche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine tragende Rolle⁵⁹, schon weil der italienische Nationalstaat den Juden weiter entgegengekommen war als irgendein anderer in Europa⁶⁰. Undenkbar bei seinem nationalsozialistischen Gegenstück, blieb der Antisemitismus in den Anfängen des italienischen Faschismus auf den Flügel um Farinacci beschränkt; unter den Mitgliedern des PNF gab es Juden, Mussolini hatte mit Margherita Sarfatti zeitweise eine jüdische Geliebte. Aber das hat in der Folge dazu geführt, daß er drastisch unterschätzt worden ist. Mantelli stellt hierzu einiges klar, auch wenn das hier nicht sein Thema ist⁶¹. Lange vor 1938 sorgten statistische Erhebungen dafür, daß die Überrepräsentanz der winzigen jüdischen Minderheit in einigen Berufen zum Gesprächsstoff selbst in den Bars wurde; das hat das Klima vergiftet und es ermöglicht, daß wie in Deutschland die Entrechtung und Ausplünderung nach 1938 durchaus populär war. Über die Haltung der katholischen Kirche zur Judenverfolgung ab 1938 herrscht wie im Falle Deutschlands Uneinigkeit. Unstrittig ist nur, daß Klerus und Klöster in Rom und Oberitalien zur Rettung der Verfolgten 1944/45 Außerordentliches geleistet haben. Aber der Beitrag der jüdenfeindlichen Theologie und Volksfrömmigkeit und die Politik des Vatikans sind bis heute nicht wirklich geklärt; was den Vatikan betrifft, auch wegen seiner dubiosen Archivpolitik, die den Verdacht geradezu provoziert. Im Blick auf Deutschland ist aber zu bemerken, daß in Italien nicht nur der Rassismus weniger Breitenwirkung genoß, sondern daß, wichtiger noch, eine Reihe von Denkhaltungen und Institutionen fehlte, die rassistisches und antisemitisches Gedankengut popularisierten und ihm das Odium des Verwerflichen nahmen: Ohne vollständig sein zu wollen, seien genannt: das völkische Denken, das mit dem Antisemitismus als ‚kulturellem Code‘ (Shulamit Volkov) eine klassenübergreifende und entsprechend weit verbreitete Sprache, ja Weltdeutung gefunden hatte; die jüdenfeindliche Theologie des Luthertums und die deutschnationale Haltung seines Führungspersonals; der seit

⁵⁹ Dazu in deutscher Sprache zuletzt das methodisch freilich nicht unumstrittene Buch von David I. Kertzer, *Die Päpste gegen die Juden. Der Vatikan und die Entstehung des modernen Antisemitismus* (Berlin, München 2001). Ungleich zuverlässiger für Deutschland Olaf Blaschke, *Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich* (Göttingen 1997).

⁶⁰ Neben ‚Argumenten‘ und Redefiguren aus dem Neuen Testament spielten im jüdenfeindlichen Diskurs der italienischen Katholiken daher Invektiven gegen Freimaurertum und Risorgimento eine prominente Rolle.

⁶¹ Der wichtigste Beitrag in deutscher Sprache stammt von Enzo Collotti, *Die Historiker und die Rassengesetze in Italien*, in: Christof Dipper, Rainer Hudemann, Jens Petersen (Hrsg.), *Faschismus und Faschismen im Vergleich*. Wolfgang Schieder zum 60. Geburtstag (Vierow 1998) 59–77. Eine Fallstudie ist Gabriele Schneider, *Mussolini in Afrika. Die faschistische Rassenpolitik in den italienischen Kolonien 1936–1941* (Köln 2000). Die Kontinuität der Judenfeindschaft vom 19. Jahrhundert bis in den Faschismus skizziert Carlo Moos, *Das Italien der Einigungs- und Nach-Einigungszeit und die Juden*, in: Olaf Blaschke, Aram Mattioli (Hrsg.), *Katholischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert. Ursachen und Traditionen im internationalen Vergleich* (Zürich 2000) 229–238.

langem institutionalisierte Antisemitismus der Verbände vom Alpenverein bis zu den Burschenschaften (ein vergleichbar intensives Verbandsleben war in Italien überhaupt unbekannt); personalpolitische Traditionen in Bürokratie und Militär; der andere Umgang mit psychisch Kranken und ganz allgemein der Aufstieg der Experten und die damit einhergehende Aufwertung ihrer Wissensbestände, die der gesellschaftlichen Steuerung dienten. Das alles lief nicht geradewegs auf den Holocaust zu, erklärt aber in jedem Falle, weshalb nach 1933 in Deutschland gegen Entrechtung und Vertreibung so wenig Widerspruch gekommen ist.

Kurz: Auch wenn ein deutsch-italienischer Vergleich in Sachen Antisemitismus und mehr noch in Sachen Rassismus bislang aussteht, wird man immerhin sagen können, daß in Italien beide eine deutlich geringere Breitenwirkung hatten. Beides sind moderne Weltansichten, ihrer Verbreitung standen auf der Apenninenhalbinsel jedoch die allgegenwärtige katholisch geprägte Volkskultur, der noch immer vergleichsweise hohe Anteil mindestens funktionaler Analphabeten und das überlieferte Familiensystem entgegen. Gegen die in staatliches Handeln umgesetzten modernen Weltansichten – und das war ab 1937 der Fall, als unter ausdrücklicher Billigung des Vatikans⁶² im italienischen Kolonialreich die Rassentrennung eingeführt wurde –, bot das kaum Schutz. Das erklärt den Rassismus im Besatzungsalltag auf dem Balkan, von dem Mantelli schreibt, und die rasche Entrechtung und Ausplünderung der italienischen Juden, erst recht natürlich die Drangsalierung der ausländischen nach 1938. Mildernden Effekt hatte allenfalls die in Jahrhunderten eingeübte Verweigerungshaltung gegenüber der Obrigkeit. Die hochherzigen und mutigen Rettungsaktionen erfolgten bezeichnenderweise erst in einem Augenblick, als das Leben der Juden erkennbar bedroht war, und zwar, wie man zu glauben geneigt war, ausschließlich durch die deutsche Besatzungsmacht.

Viele dieser Unterschiede erklärt gewissermaßen implizit Lutz Raphaels Beitrag, dem es weniger um die Inhalte als vielmehr um die soziale Reichweite dessen geht, was die beiden Gesellschaften landesweit als Kultur praktizieren. Auch die Techniken bzw. Medien und Institutionen für die Herstellung einer nationalen Kultur finden Raphaels Interesse. Für die beiden sich seit langem als Kulturnationen verstehenden Gesellschaften trat mit der Einheit gewissermaßen der Ernstfall ein, den Deutschland dank überlegener institutioneller Voraussetzungen besser bewältigte als Italien. Bis 1945 diagnostiziert Raphael für Italien eine landeseinheitliche literarisch-humanistische Hochkultur mit vergleichsweise schmaler sozialer Basis, d.h. in anhaltender Konkurrenz zu den lebenskräftigen, regional unterschiedlichen Varianten katholischer Volkskultur. In Deutschland dagegen herrschte eine inhaltlich differenziertere, auch die Realien einschließende Hochkultur, die außerdem institutionell ungleich besser abgesichert war. Gerade das erklärt den kulturellen Bürgerkrieg, der um 1900 in Deutschland gegen die sich formierende Avantgarde ausgerufen wurde⁶³ und der nach 1918 sogar die politische

⁶² Eine wichtige Voraussetzung dafür war, daß der Vatikan die koptische Kirche nicht als wirklich christliche akzeptierte.

⁶³ Als latenten Bürgerkrieg zweier Kulturen wird man den in Italien besonders lang anhal-

Stabilität zu unterminieren half. Die Nationalsozialisten ergriffen scheinbar für die überlieferte Hochkultur Partei, was ihnen deren Anhänger in Scharen zuführte, und beendeten den Kulturkrieg 1933 gewaltsam; die Unterhaltungskultur ließen sie indessen gewähren. Der italienische Faschismus war, was die Inhalte betrifft, kulturpolitisch viel weniger festgelegt, ihm ging es vornehmlich um die Vergrößerung der Reichweite, die dank seiner Aussöhnung mit dem Vatikan und großer technischer Anstrengungen ein gutes Stück vorankam.

Zwischen 1945 und 1960 bildete sich der Kanon nationaler Hochkultur in Deutschland erheblich rascher zurück als in Italien. Dort leisteten nicht nur Katholiken und Kommunisten Widerstand, sondern es gelang dem Land sogar, mit Produkten wie Essen und Design besonders gut sichtbare und entsprechend bedeutsame Segmente in die westliche Wohlstandskultur zu integrieren. So gesehen ist Italien heute ein Stück weit Weltmacht. Im Gegenzug drang vor 1960 die a-nationale Massenkultur auf der Apenninenhalbinsel nur langsam vor. In der Bundesrepublik waren die die traditionelle Hochkultur absichernden Eliten durch den Krieg stark geschwächt, wenn nicht verschwunden, ihre Reste suchten die Trägerschichten mit der westlichen Industriegesellschaft auszusöhnen⁶⁴ – erfolgreich, wie sich herausstellen sollte.

Diese mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs einhergehende hochkulturelle Zäsur begegnet naheliegenderweise auch beim Umgang mit der Vergangenheit. Bis dahin hatte es lediglich hie und da Retuschen gegeben. Wie Hans-Ulrich Thamer betont, hat der Faschismus geschichtspolitisch in beide Gesellschaften unterschiedlich stark eingegriffen. Während in Deutschland im wesentlichen die im 19. Jahrhundert geschaffenen Bilder und Mythen fortbestanden – es war die fünf-fache Siegeregeschichte von Arminius über Barbarossa, Luther und die Befreiungskriege bis zur Reichsgründung 1871 –, erweiterte Mussolinis Romkult die hergebrachte Zweigipfligkeit – Hochmittelalter und Risorgimento – um einen weiteren Gipfel beträchtlich nach rückwärts und suchte damit seine spätimperialistischen Ausgriffe historisch zu rechtfertigen⁶⁵. Die Fachwissenschaft vermochte dem nicht zu folgen, wohingegen Hitlers konventionelles Geschichtsbild den Historikern nicht allzu viel Anpassung abverlangte.

Daß die im 19. Jahrhundert zur nationalen Erbauung geschaffenen Geschichtsbilder und -mythen der verschiedenen Nationen miteinander vereinbar sind, wird

tenden Kulturkampf bezeichnen dürfen, dessen Exponenten Jesuiten und Freimaurer waren. Ernsthaftige Versuche zu seiner Beilegung unternahm Giolitti, beendet hat ihn erst Mussolinis Lateranabkommen von 1929. Verlierer war der Laizismus.

⁶⁴ Eines der in dieser Hinsicht einflußreichsten Bücher war ohne Zweifel *Hans Freyers Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* (Stuttgart 1955). Er erklärte dem gebildeten Publikum die Industriegesellschaft als das unüberwindliche Hauptmerkmal der Gegenwart und tröstete es über die Verluste mit dem Hinweis auf Zuwachs an Freiheit im Sinne unbegrenzter Möglichkeiten hinweg.

⁶⁵ Daß die römische ein Bestandteil der italienischen Geschichte sei, war europaweit bis ins 18. Jahrhundert nahezu selbstverständlich. Erst das Entstehen der modernen Nationen und der Wissenschaftlichkeit der Historiographie, beides hing miteinander zusammen, machte diesem Geschichtsbild ein Ende.

man schwerlich erwarten. Sie sollten ja gerade die im Kampf gegen die Feinde entstandenen Nationen repräsentieren. Aus italienischer Sicht hatten die ‚Deutschen‘ die Italiener über Jahrhunderte daran gehindert, sich zu einem Staat zusammenzuschließen, die mittelalterlichen Kaiser nicht anders als die Habsburger im Zeitalter des Risorgimento. So erklären sich die gewissermaßen antagonistischen Bilder der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts⁶⁶. Während sich die Deutschen und Italiener aber dieser kontrastiven Identitätsgeschichte, die das tatsächliche Verhalten der beiden Nationen zueinander übrigens nur marginal beeinflusst hat, nach 1945 entledigten, schuf nunmehr der Umgang mit der totalitären Vergangenheit neue Unterschiede. In Italien avancierte die Resistenza zum „Gründungsmythos“ (Jens Petersen) der Republik, mit dessen Hilfe man sich eine nähere Auseinandersetzung mit dem Faschismus ersparte – weit über die 1960er Jahre hinaus. Psychologisch entschuldeten sich die Italiener durch den Neologismus des „nazifascismo“, gegen den die Resistenza gekämpft habe und der alles wahrhaft Schlimme bei den Deutschen verbuchte. Die italienische Zeitrechnung setzt darum bei 1943 die entscheidende Zäsur an, mit dem Koalitionswechsel am 8. September habe etwas Neues begonnen. So konnte selbst die optische ‚Entsorgung der Vergangenheit‘ in Italien denkbar knapp ausfallen.

Der Holocaust hat den Westdeutschen einen ähnlichen Ausweg verbaut. Statt dessen versuchten öffentliche Meinung und Geschichtswissenschaft, die Epoche des Nationalsozialismus aus dem Kontinuum deutscher Geschichte hinauszudrängen. Diese Strategie scheiterte nicht schon mit Brachers Buch zur Weimarer Republik⁶⁷, sondern erst im Verlauf der sogenannten Fischer-Kontroverse, die 1961 einsetzte. Entsprechend schwierig gestaltete sich die Suche nach positiven Seiten der deutschen Vergangenheit und angesichts der deutschen Teilung stieß auch die Selbstanerkennung der Bundesrepublik lange Zeit auf große Schwierigkeiten. Der Widerstand gegen Hitler zählte damals nicht dazu, der 17. Juni erwies sich als ungeeignet, die Freiheitstraditionen des 19. Jahrhunderts blieben trotz der Gedenkfeiern 1948 reichlich abstrakt. Einen Ausweg versprach am ehesten der Blick auf die Regional- und Stadtgeschichte, und beide Wege wurden entsprechend oft betreten. Bücher, Feste, Ausstellungen, neuerdings auch länderspezifische „Häuser der Geschichte“ zeigten und zeigen eine im Frieden mit sich selbst lebende Gesellschaft, die sich in diesem entpolitisierten Raum nun auch buchstäblich anstandslos der einstmals unter ihr lebenden jüdischen ‚Mitbürger‘ erinnern konnte⁶⁸. Kurz: Gegen Ende unseres Vergleichszeitraums konnten die Deutschen neidvoll auf den Umgang der Italiener mit ihrer jüngsten Vergangenheit blicken. Noch ahnte niemand, daß in den 1990ern ein um so radikalerer, geradezu staats-

⁶⁶ Eindrucksvolle Belege im Katalog zur gleichnamigen Ausstellung: *Monika Flacke* (Hrsg.), *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama* (Berlin 1998).

⁶⁷ *Karl Dietrich Bracher*, *Die Auflösung der Weimarer Republik* (Stuttgart, Düsseldorf 1955).

⁶⁸ Kritisch dazu *Monika Richarz*, *Luftaufnahme – oder die Schwierigkeiten der Heimatforscher mit der jüdischen Geschichte*, in: *Babylon 8* (1991) 27–33.

gefährdender Zusammenbruch des nationalen Selbstverständnisses und seiner Geschichtsbilder eintreten würde, der im westlichen Europa Seinesgleichen sucht.

Damit sind wir beinahe in der Gegenwart angekommen, doch steht noch die Präsentation eines Beitrags aus, den die wenigsten in diesem Sammelband erwarten würden⁶⁹. Wenn man jedoch an einer Technischen Universität unterrichtet, liegt die Frage nach den kulturellen Rahmenbedingungen der Technik nahe⁷⁰. Wie berechtigt diese Frage ist, zeigt der Beitrag Ulrich Wengenroths ohne Zweifel. Er stellt einen Zusammenhang zwischen Art und Weise der Industrialisierung einerseits und Technikkultur bzw. Denkstil der Ingenieure andererseits her, der interessante Perspektiven eröffnet. Die schwerindustriell basierte Entwicklungsgeschichte Deutschlands brachte Erfahrungen und Traditionen für den Umgang mit Fabrikorganisation und Technik hervor, die von italienischen Unternehmern zu Recht als ungeeignet für ihr Land betrachtet wurden. So schlugen beide Industrien unterschiedliche Entwicklungspfade ein. Die Parallelität wirtschaftlicher Leitsektoren, das Korsett einheitlicher Normen und der internationale Wettbewerb erzwangen gleichwohl stufenweise Homogenisierungen, die jedoch die bleibenden Unterschiede nicht beseitigt haben. Unter diesen greift Wengenroth die Konstruktionsstile auf und kann damit die Erfolge beider Industrien auch im jeweils anderen Land erklären, da Produktions- und Konsumgüter unterschiedlichen Logiken bei Entwurf, Herstellung und Verkauf gehorchen. Daß genau in dem Moment, als in Deutschland die Konsumgesellschaft sich bemerkbar machte, italienisches Design den Siegeszug hierzulande antrat, dürfte damit zusammenhängen⁷¹. Ein weiterer bleibender Unterschied, den freilich Wengenroth aus guten Gründen ausgeklammert hat, betrifft die Betriebsstruktur des Gewerbesektors beider Länder. In Deutschland bestimmen mittelständische Betriebe wenn nicht das Bild, so doch jedenfalls die Statistik, in Italien dagegen die Kleinbetriebe. Kein anderes industrialisiertes Land, von Japan abgesehen, ist derart eindeutig von Firmen mit maximal zehn Beschäftigten bestimmt wie Italien. Die weltbekannten Namen Fiat, Olivetti oder Benetton täuschen darüber hinweg, daß italienische Unternehmer die überschaubare, eher an eine Werkstatt erinnernde Produktionsstätte bevorzugen und es dank Kooperativen dennoch schaffen, auf dem Weltmarkt präsent zu sein. Ob diese gewissermaßen vormoderne Betriebsstruktur die Fabrik der Zukunft darstellt, wird man erst in künftigen Zeiten wissen.

⁶⁹ Vgl. jedoch das Postscriptum des Vorworts.

⁷⁰ „The concept of style applied to technology counters the false notion that technology is simply applied science and economics“, schrieb der Altmeister der Technik- als Kulturgeschichte, *Thomas P. Hughes*: *The Evolution of Large Technological Systems*, in: *Wiebe E. Bijker, Thomas P. Hughes, Trevor P. Pinch* (Hrsg.), *The Social Construction of Technological Systems* (Cambridge, Mass., London ³1990) 69.

⁷¹ Dazu demnächst *Albrecht Bangert*, *Moda e design*, in: *Gustavo Corni, Christof Dipper* (Hrsg.), *Italiani in Germania* (Bologna 2005).

IV.

Wir sind nun tatsächlich am Ende unseres Ganges durch die Ausschnitte deutscher und italienischer Wirklichkeiten zwischen 1860 und 1960 angelangt. Von einem Sonderweg fand sich keine Spur. Gleichwohl sind die Unterschiede hochbedeutsam im Hinblick auf die eingangs formulierte These, die institutionelle Verfestigung der Moderne habe im 19. und 20. Jahrhundert nördlich und südlich der Alpen unterschiedlich Fuß gefaßt. Wenn man, ohne Vollständigkeit anzustreben, Kirche, Monarchie, direkte Repression, Gemeinde- bzw. Regionalautonomie und eine auf das Familiensystem gestützte Daseinsvorsorge als Erscheinungsformen der Vormoderne ansieht, wird der Unterschied schon auf den ersten Blick offensichtlich. Fast alle spielen in Italien eine anhaltende, teilweise bis heute dauernde Rolle. Ausnahmen sind die Monarchie, die 1946 allerdings nur mit knapper Not abgeschafft wurde und deren männliche Vertreter sicherheitshalber des Landes verwiesen werden mußten, und die schon 1865 beseitigte Gemeindeautonomie, die allerdings der denkbar engen Bindung der Menschen an ihre Heimat nichts hat anhaben können.

Natürlich gibt es auch Institutionen der Moderne. Bei ihnen fällt allerdings die begrenzte soziale Reichweite auf, die teilweise erst in der zweiten Nachkriegszeit überwunden wurde. Dazu zählt das Privatrecht, das nicht von ungefähr gerade die Familie bis weit ins 20. Jahrhundert vor staatlichen Eingriffen schützte, ferner die Demokratie, deren politische Reichweite bis 1913 in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer sozialen stand; danach wurde das Land unregierbar – Mussolinis Chance. Einen Sozialstaat konnte sich das Land vor den 1950er Jahren nicht leisten, die Selbstorganisation der Bürger in Vereinen beschränkte sich jahrzehntelang auf die Ober- und obere Mittelschicht. Dasselbe gilt für die modernen Weltbilder. Ob die im Risorgimento geschaffene nationale Hochkultur sich jemals durchgesetzt hat, kann man bezweifeln. Sie hatte sich nicht nur äußerst lebenskräftiger Konkurrenten zu erwehren, sondern ihrer Durchsetzung standen auch Analphabetenrate und mangelhafte Kenntnis der Hochsprache entgegen. Als Rundfunk und Fernsehen diesen Mangel beseitigt hatten, war die klassische Nationalkultur einschließlich ihres Geschichtsbildes schon wieder bis auf Reste verschwunden. So verwundert nicht, daß auch der Rassismus, zeitweise international das attraktivste der modernen Weltbilder, in Italien über die Kreise der in die Nationalkultur integrierten nicht hinausgelangt ist; zum Haß auf Juden genügen bekanntlich schon weniger moderne Gegebenheiten. Für die 1919 zu Italien geschlagenen nationalen Minderheiten wirkte sich der dort inzwischen erreichte Grad nationaler Massenmobilisierung nachteilig aus; fünfzig Jahre früher wären sie wahrscheinlich glimpflicher davongekommen.

Muß man noch eigens für Deutschland die Gegenrechnung aufmachen? Mehr Aufschluß verspricht die Suche nach den Gründen. Diese können hier nur angedeutet werden. Einerseits sind sie natürlich in den weiterreichenden Eingriffen zu suchen, denen die Deutschen als Untertanen einer reglementierungswütigen und in Grenzen benevolenten Obrigkeit schon lange vor der Entstehung des Natio-

nalstaats ausgesetzt waren; der moderne Staat ist, jedenfalls hierzulande, um einiges älter als der nationale. Sodann erfaßte die Industrialisierung die deutsche Gesellschaft ebenfalls früher als die italienische, und auch zu größeren Teilen. Schließlich lockerte der früh ausgebildete Sozialstaat bei seinen Klienten unweigerlich die familiären Bande, da auf Versorgungsleistungen nunmehr ein rechtlich verbrieftter Anspruch bestand. Vieles andere wäre in diesem Zusammenhang noch zu nennen.

Statt dessen ist noch ein anderer Erklärungsansatz zu nennen. Er fragt nach der gesellschaftlichen Disposition zur Bewältigung von Umbrüchen und Krisen. Der schwedische Sozialpsychologe Erikson⁷² hat den interessanten Versuch unternommen, seine Erkenntnisse über die Entwicklung der menschlichen Identität auf Nationen zu übertragen. Demzufolge wäre auch bei diesen die Art und Weise, wie sie frühere Krisen gelöst haben, für deren weiteren Weg ausschlaggebend – nicht in deterministischem Sinne, sondern als Disposition. Für unser Thema heißt das, daß die beobachteten deutsch-italienischen Unterschiede zu erheblichen Teilen auf das Krisenmanagement des 19. Jahrhunderts zurückgeführt werden können und daß auch die unterschiedliche Reichweite faschistischer bzw. nationalsozialistischer Diktatur bis zu einem gewissen Grade eine Folge getroffener oder unterlassener Entscheidungen in der Zeit der Nationalstaatsgründung war. Die am offensichtlichsten auf kollektive Erfahrungen der Italiener zurückgehende politische Verhaltensform ist deren Mißtrauen, ja Feindschaft gegenüber dem Staat. Mit ihm haben sie überwiegend schlechte Erfahrungen gemacht, und zwar seit Jahrhunderten. Schon mancher Sprachgebrauch ist enthüllend. „Piove, governo ladro“, pflegten früher italienische Landarbeiter zu schimpfen – eine Verwünschung, die deutschen Ohren unfasslich scheint: Am Regen soll die Regierung schuld sein, weil sie ja ohnedies den Armen alles stiehlt. „Die Regierung“: Gewöhnlich spricht der Italiener vom „palazzo“; auch das Ausdruck tiefsitzender, jahrhundertealter (schlechter) Erfahrungen. Umgekehrt bliebe die in Deutschland anzutreffende Staatsvergottung ohne die entsprechenden (guten) Erfahrungen – nicht immer, aber jedenfalls hie und da – durchaus unerklärlich. Die so erzeugten unterschiedlichen Dispositionen haben in beiden Gesellschaften entsprechend unterschiedliche Erwartungen der Bürger und Handlungsspielräume der Politiker zur Folge. Gegenwärtig lassen sich die Italiener lieber von ‚Brüssel‘ etwas vorschreiben als von Rom, und vorsichtshalber haben sie in den römischen „palazzo“ gleich noch einen Exponenten jener Kreise gewählt, die ihr Ansehen dem Umstand verdanken, Staat und Gesetze an der Nase herumzuführen. So gesehen, sind die Parallelen zwischen Deutschland und Italien derzeit eher gering.

⁷² Erik H. Erikson, *Identität und Lebenszyklus* (Frankfurt 1974). Dazu Hans-Ulrich Wehler, Erik Erikson. Der unaufhaltsame Siegeszug der Identität, in: *ders.*, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte* (München 1998) 130–135.